1,60 DM / Band 292
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

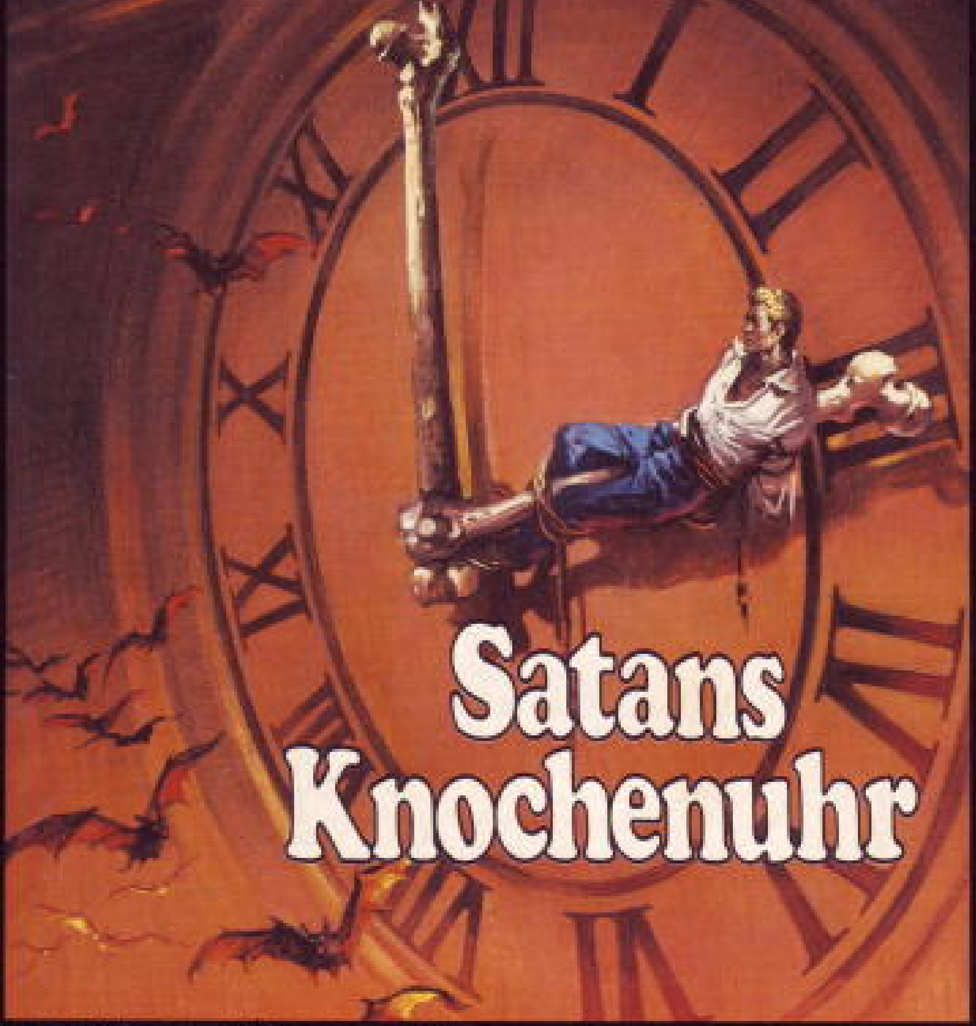
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Satans Knochenuhr

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Satans Knochenuhr

John Sinclair Nr. 292

von Jason Dark

erschienen am 07.02.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Satans Knochenuhr

Gellende Schreie drangen aus den Stereo-Lautsprechern. Sie übertönten das Fauchen der Flammen und das Knistern des zusammenfallenden Holzes.

Die Hexe wand sich in Todesqualen. Vor ihr schoß die lodernde Feuerwand in die Höhe, und es war nur eine Sache von Sekunden, bis die Glut ihren Körper erfaßt und vernichtet hatte. Hunderte gafften!

Männer, Frauen und Kinder, sie ließen sich dieses grausame und für sie faszinierende Schauspiel nicht entgehen, denn wieder einmal sollte eine Hexe brennen, und so etwas brachte Stimmung in ihr eintöniges Leben.

Groß erschien das Gesicht der Hexe. Sie war nicht mehr so jung, hatte die 40 schon überschritten. Ein hartes Leben hatte Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. Tiefe Falten, die wie kleine Gräben in ihrer Haut lagen.

In den Augen spiegelte sich der Schrecken wider, den die angebliche Hexe empfand, während die Flammenzungen immer näher kamen und die Gluthitze ihre Haut bereits schrumpfen ließ. Ihre Henker standen abseits. Noch immer hielten sie brennende Pechfackeln in den Händen.

Plötzlich kam Bewegung in sie, denn in ihrem Rücken hatte sich ein Mann an sie herangeschlichen, rammte beide Fäuste zur gleichen Zeit vor und schleuderte die Männer zur Seite. Der Mann hatte freie Bahn.

»Claire!« brüllte er mit sich überschlagender Stimme. »Claire, was haben diese Schweine nur mit dir gemacht? Mein Gott…«

Er war durch nichts mehr aufzuhalten. Zwar wurde es versucht, doch der Mann entwickelte Bärenkräfte. Einen Häscher warf sein Fausthieb in die Flammen hinein, einem zweiten Mann zerschmetterte er das Nasenbein, um danach selbst mit gewaltigen Sätzen auf das hochlodernde Feuer zuzurennen.

Niemand hielt ihn mehr.

Er stürzte in die Flammen hinein. Als seine Füße das glimmende und brennende Holz zusammentraten, flogen Funkenbahnen in die Höhe und bildeten funkelnde Wolken vor rot blitzender Farbe. Es war der reine Wahnsinn oder Selbstmord, was der Mann da tat, aber darauf schien es ihm nicht anzukommen. Für ihn war es wichtig, die am Pfahl angebundene Frau zu erreichen. Längst hatte ihn das Feuer eingeschlossen. Für die Zuschauer war er nur als hin- und herhuschender Schatten zu sehen, der von langen Feuerzungen umhüllt wurde. Er brannte.

Aber er schaffte es, sich durch die Hölle zu wühlen und auch das Podest zu erklimmen. Plötzlich sah ihn die Hexe dicht vor sich. Einen Menschen, dessen Haare zu feurigen Lohen geworden waren und der sich mit dem Mute der Verzweiflung gegen die Frau warf. »Claire!« schrie er mit letzter Kraft. »Wir sterben gemeinsam!«

Es war furchtbar. Von den Zuschauern wandten sich einige Frauen ab, weil sie es nicht mehr mit ansehen konnten, und es war der Mann, der die angebliche Hexe in Flammen setzte. Er hatte sich so hart und wuchtig gegen sie geworfen, daß das Feuer einfach zupacken mußte. Im nächsten Augenblick brannten beide.

Die Schreie der Hexe verstummten. Es schien, als hätte das Feuer ihren Widerstand auf diese Weise gelöscht.

Und dann geschah etwas Unheimliches. Kurz bevor die Flammen über beiden zusammenschlugen, veränderte sich die Frau. Über ihre Gesichtszüge schoben sich neue, andere, die einer völlig fremden

Person gehörten, die eigentlich nichts mit der Szene zu tun hatte. Aber jemand kannte die Person und schrie den Namen. »Sheila Conolly, mein Gott!«

***

Es war Sarah Goldwyn, die Horror-Oma, die den Namen der Frau gerufen hatte. Sie reagierte auch weiter, drückte auf den Knopf der Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus.

Wie erstarrt hockte die Horror-Oma in ihrem bequemen Sessel. Sie sah nicht, wie sie bleich wurde, aber sie merkte, daß das Blut aus ihrem Gesicht wich.

Die Hände lagen auf den Sessellehnen, die Finger zitterten und trommelten mit den Spitzen auf das harte braune Holz. Was sie da gesehen hatte, war ungeheuerlich. Sie fand keinen Ausdruck für dieses Phänomen, oder hatte sie sich getäuscht?

Fast fürchtete sie sich ein wenig davor, den Apparat wieder einzuschalten. Zuvor ließ sie den Film ein Stück zurücklaufen und konnte die Szene noch einmal erleben.

Als der brennende Mann gegen seine am Pfahl stehende Ehefrau fiel, da schaltete die Horror-Oma die Zeitlupe ein, denn sie wollte auf dem Bildschirm genau verfolgen, ob sie auch wirklich keiner Täuschung zum Opfer gefallen war.

Sehr genau schaute sie hin, nahm dabei sogar auf der Sesselkante Platz und fand sich voll bestätigt.

Über das Gesicht der Hexe im Film schob sich das der bekannten Persönlichkeit Sheila Conolly.

Mit dieser letzten Einstellung lief der Film auch aus, denn der Begriff »the end« erschien.

Sarah Goldwyn lehnte sich wieder zurück. Sie atmete flach. Aus ihrem Mund drang ein tiefes Stöhnen, wobei sie ein paarmal den Kopf schüttelte: Begreifen konnte sie es nicht.

Was hatte Sheila Conolly in diesem Film zu suchen? Minutenlang blieb Sarah Goldwyn sitzen, dachte nach, wobei sie es nicht schaffte, ein Ergebnis zu bekommen.

Danach stand sie auf. Mit müden Schritten ging sie zur Tür, um den Lichtschalter umzulegen.

In der ausgebauten Dachkammer wurde es hell. Der Raum war eine Mischung aus Kino, Video-Zimmer und Bücherei. Hier fühlte sich die mehrfache Witwe Sarah Goldwyn wohl, denn das war ihr kleines Horror-Reich. Sie sammelte alles, was nur im entferntesten mit Grusel und Gänsehaut zu tun hatte. Da spielte es keine Rolle, ob es sich um Bücher oder Filme handelte. Ihre Videothek konnte sich sehen lassen. Dabei wußte sie, daß es den Horror nicht nur im Film gab. Auch in der Wirklichkeit existierte er, das hatte sie schon oft genug am

eigenen Leibe erfahren müssen, und nicht umsonst zählte der Geisterjäger John Sinclair zu ihren besten Freunden. Und ihn mußte sie informieren.

Da sich über das Gesicht der Hexe das der Sheila Conolly geschoben hatte, mußte einfach eine tiefere Bedeutung haben. Das war nicht normal. Irgendwie war es anderen Kräften gelungen, in einen Fall einzugreifen, von dem die Horror-Oma noch nichts wußte.

Jedenfalls mußte John gewarnt werden.

Sie hatte lange nichts mehr von ihm gehört. Ein, zwei Telefonate und diese meist in Eile. Zuletzt hatten sie einen schrecklichen Fall in einem Altersheim erlebt.

Lady Sarah fühlte einen Kloß im Magen. Das machte die Aufregung, dagegen allerdings wußte sie ein gutes Mittel. Ob unten im Haus oder oben, sie hatte überall eine kleine Flasche von ihrem Speziallikör stehen. In einer Privatbrauerei holte sie sich ihn immer ab, und dieses Gebräu half gegen alles.

Ob Grippe, Magendrücken, Halsschmerzen, es war einfach fantastisch, und Lady Sarah trank es jedesmal mit Genuß.

Auch heute brauchte sie einen Schluck.

Das kleine Kristallglas stand ebenfalls bereit. Die Horror-Oma schenkte es voll, hob es an und nahm einen kräftigen Schluck. Zur Hälfte war das Glas leer.

Sie wartete eine halbe Minute und nahm den nächsten Schluck. Allmählich kehrte Farbe in ihr Gesicht zurück. Sie drehte sich um, räusperte sich noch einmal und setzte die Brille auf, die an einer Kette um den Hals baumelte. Sie brauchte die Gläser, um Telefonzahlen erkennen zu können.

Die Nummer von Sinclairs Büro kannte sie auswendig. Da der Mittag gerade vorbei war, mußte John, falls er sich nicht auf einer Dienstreise befand, zu erreichen sein.

Von dem ruhigen Herbstwetter merkte Sarah Goldwyn unter dem Dach nichts. Sie hatte die Fenster abgedunkelt.

John Sinclair meldete sich persönlich, und die Horror-Oma wußte noch nichts, daß sie mit diesem Anruf eine Lawine in Gang gesetzt hatte…

***

Im Gegensatz zum freundlichen Herbstwetter zeigte mein Gesicht große Sorgenfalten. Es gab wirklich keinen Grund, freudig zu lächeln, in der letzten Zeit war einfach zu viel Schlimmes passiert.

Dabei dachte ich nicht einmal an die Sache in Deutschland und die geheimnisvolle Begegnung mit Morgana Layton, einer rätselhaften Werwölfin, für mich zählte nach wie vor, daß sich Sheila Conolly in den Krallen des Teufels befand und Bill, ihr Mann, im Krankenhaus

lag, um seine Verletzungen auszukurieren, die er sich bei der Jagd auf den Golem zugezogen hatte.

Mein Freund Suko und dessen Partnerin Shao wohnten währenddessen im Haus der Conollys, um auf den kleinen Johnny achtzugeben. Zusammen natürlich mit Nadine, der Wölfin.

Auch sie war eine Wölfin. Wie Morgana Layton. Nur konnte man beide nicht miteinander vergleichen. Dennoch hatte ich das Gefühl, daß es irgendwann einmal zu einem Zusammentreffen zwischen ihnen kommen würde.

Will Mallmanns gute Wünsche hatten mich auf den Flug begleitet, und die konnte ich wirklich gebrauchen.

Der Himmel wirkte wie blankgefegt. Bunt schimmerte das Laub. Wärmende Sonnenstrahlen fielen in die Straßen und erfreuten die Menschen. Der Winter würde noch lange genug werden.

Sarah Goldwyn hatte mich schon entdeckt. Als ich durch den kleinen Vorgarten eilte, öffnete sie die Tür, streckte ihre Arme aus, umfing mich und drückte mich an sich.

»John, mein Junge«, sagte sie.

Dieses »mein Junge« war eine Standardbemerkung von ihr. Sie hatte mich wirklich in ihr Herz geschlossen, und auch ich mochte die alte Dame unheimlich gut leiden.

Sie besaß eine Aktivität, die ihre Ärzte sicherlich vor Rätsel stellte. Und wenn man über ihr Hobby nachdachte, konnte man nur den Kopf schütteln.

Welche 70jährige Frau beschäftigte sich schon mit gruseligen Dingen? Da gab es - wenn überhaupt - nur sehr wenige.

»Komm rein, John«, sagte sie, »komm rein«, ließ mich los, drehte sich dabei, und die zahlreichen Ketten, die um ihren Hals hingen, klirrten und raschelten.

Ich betrat ein Haus, das gemütlich eingerichtet war und mich immer ein wenig an die Jahrhundertwende erinnerte. Lady Sarah besaß noch alte Möbel. Manche davon waren wertvoll, wunderschöne Antiquitäten, und auch die über 100 Jahre alten Häkeldecken auf den teils runden, teils ovalen Tischen paßten dazu.

»Was gibt es Neues, John?« fragte sie.

»Das müßtest du mir eigentlich sagen können.«

»Sicher, aber ich meine allgemein.«

Ich winkte ab und lehnte mich an den Türrahmen. »Es ist in der letzten Zeit sehr viel passiert. Das meiste drehte sich um Sheila!«

Die Horror-Oma schlug die Hand gegen den Mund. »Meinst du das im Ernst?«

»Natürlich.«

»Da könnte es ja zwischen dem Film und Sheila eine Verbindung geben.«

»Das hoffe ich.«

Sie kam auf mich zu und legte mir ihre schmalen Hände auf die Schultern: »John, was ist denn überhaupt los? Ich bitte dich, rede endlich!«

Auf fünf Minuten kam es auch nicht an, also tat ich Sarah Goldwyn den Gefallen.

In den ersten Etappen meines Berichts blieb sie noch stehen. Später konnte sie nicht mehr, ging rückwärts und leichenblaß in das Zimmer hinein und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

»Mein Gott, das ist doch nicht möglich.«

»Leider ist es eine Tatsache«, erklärte ich, »und wir alle müssen uns damit abfinden.«

»Wird der Teufel Sheila denn noch einmal aus den Klauen lassen?« wollte sie wissen.

»Ich habe keine Ahnung.«

»Und die Szene aus dem Film? Ob das ein böses Omen gewesen ist, John?«

»Das will ich nicht hoffen.«

Lady Sarah warf mir einen ernsten Blick zu. »Obwohl wir damit rechnen müssen.«

»Leider.«

»Komm, wir gehen nach oben.«

Das alte Haus besaß noch steile, schmale Treppen. Es war nicht so einfach, sie in die Höhe zu steigen. Vor allen Dingen nicht für Sarah Goldwyn, aber sie kannte sich aus und ging sogar schneller als ich.

Die Horror-Oma war wirklich ein kleines Wunder. Wie sie allein zurechtkam und in ihrer Welt lebte, davon war ich immer wieder beeindruckt. Das gleiche galt auch für den ausgebauten Dachboden. Dort fühlte sich die Horror-Oma am wohlsten, denn da befand sich ein Großteil ihrer Bibliothek und des Filmarchivs.

Es war dunkel. Sie hatte die Rollos noch nicht hochgezogen. Die Kassette lag noch im Recorder, und ich fragte Lady Sarah nach dem Filmtitel.

»Ein Hexenfilm. Gar nicht mal schlecht. ›Brenn, Hexe, brenn!‹ heißt er. Ich finde den Titel dumm.«

»Wann und wo spielt der Film?«

»Vor einigen hundert Jahren in Frankreich. Zur Zeit der Inquisition. Gute Schauspieler und ein guter Regisseur. Die Leute haben sich Mühe gegeben.«

»Ist der Streifen sehr blutig?«

»Nein, um Himmels willen. Dann hätte ich ihn erst gar nicht geholt. Du weißt, daß ich die bluttriefenden Filme ablehne. Ich werde dir den Schluß vorspielen. Es ist übrigens die einzige, nach außen hin grausame Szene.«

»Okay.« Ich hatte mich gesetzt, und die Horror-Oma hielt die Fernbedienung in der Hand.

Auf dem Bildschirm blitzte es für einen Moment, dann sah ich das Lodern der Flammen.

Konzentriert schaute ich mir die Szene an. Sie war wirklich gut gemacht und auch echt gespielt.

Als der Mann auf den Scheiterhaufen zurannte, gab Lady Sarah ihren Kommentar und schaltete auf Zeitlupe um. »Jetzt gib genau acht, John, was passiert.«

»Klar.«

Für eine Lügnerin hatte ich Lady Sarah nicht gehalten. Allerdings war ich auch nicht hundertprozentig von ihren Eindrücken überzeugt gewesen. Nun bekam ich die Chance, alles genau zusehen. Das Blut schien in meinen Adern zu Eis zu werden, als ich die Verwandlung sah.

In der Tat schob sich das Gesicht der Sheila Conolly über das der Hexe, die brennend am Pfahl stand.

Ich war gebannt und fasziniert. Mein Hals wurde trocken. Einen Kommentar konnte ich nicht mehr geben und schluckte deshalb. Damit hätte ich nicht gerechnet.

In sämtlichen Einzelheiten erlebte ich die Filmszene mit. Trotz der Flammen, die um die Gestalt herumtanzten, sah ich Sheila Conolly überdeutlich. Ihr Gesicht war mir so vertraut, da kannte ich jede Einzelheit, aber es zeigte nicht die Qual, wie sie die Schauspielerin in dem Film erlebt hatte.

Es blieb ziemlich glatt.

Tief atmete ich durch. Meine Hände umkrampften die Sessellehne, ohne daß ich es merkte. Auf meiner Stirn hatte sich Schweiß gesammelt, und dann verschwand das Gesicht.

Es rutschte gewissermaßen vom Bildschirm weg wie ein Schleier, den jemand mit spitzen Fingern zur Seite zieht.

Aus…

Nur noch Flammen, die in die Höhe schlugen und dahinter zwei schwarz verbrannte Fratzen zeigten, bevor der Film auslief und der Bildschirm wieder grau wurde.

Lady Sarah Goldwyn stellte den Kasten ab, während ich mich langsam umwandte.

»Habe ich dir zuviel versprochen, mein Junge?« fragte sie mich leise.

»Nein, das hast du nicht.«

»Jetzt bist du an der Reihe, dir eine Lösung einfallen zu lassen«, erklärte sie.

Ich schaute hoch und griff dabei in die Tasche, um meine Zigaretten hervorzuholen.

»Willst du den Film noch einmal sehen, John?«

»Nein, laß.« Das Feuerzeug schnackte auf. Die Flamme fraß Tabak, und Lady Sarah öffnete die Rollos, so daß durch die großen schrägen Fenster Sonnenlicht in den großzügig ausgebauten Dachraum fließen konnte. Die Atmosphäre veränderte sich sofort.

Da war nichts Trübes mehr. Herrlich hell, dennoch konnte das Sonnenlicht meine Gedanken nicht verändern.

Ich stand auf, blies den Rauch vor mir her und kippte eines der Dachfenster in die Höhe. Eine Taube stieg erschreckt vom First in den blauen Himmel, an dem die Federwolken wie mit schnellen Pinselstrichen gemalt wirkten.

»Du bist so still, John«, sprach mich Lady Sarah nach einer Weile an. Ich hob die Schultern.

»Also weißt du keine Lösung.«

»Im Moment nicht.« Erst jetzt drehte ich mich um und drückte die Zigarette aus. »Tut mir leid, wirklich.«

»Ich kann es verstehen. Ich wüßte auch nichts.«

Da ich mit Recordern umgehen konnte, bückte ich mich, drückte auf den entsprechenden Knopf und ließ die Kassette ausfahren. Ich mußte den Produzenten wissen.

CIVI, so hieß die Firma. Mehr konnte ich nicht erfahren. Ich würde jedoch herausbekommen, wer dahinter steckte. Ich wog die Kassette in der Hand und schaute Lady Sarah an. »Wie heißt die Videothek, in der du dir den Film geholt hast?«

Entrüstung zeichnete ihren Blick. »John, ich bitte dich. Ich lasse mich doch nicht in einer Videothek sehen. Das in meinem Alter. Nein, so etwas bekomme ich geschickt. Du weißt doch, daß es Versandfirmen gibt, die sich darauf spezialisiert haben. Schnell, gut, preiswert - das ist ihr Slogan.«

»War auch nur eine Frage. Ich muß jedenfalls an die Produktionsgesellschaft herankommen.«

»Und wie willst du das schaffen?«

»Darf ich mal telefonieren?«

»Natürlich.«

Ich ließ mir unsere Informationsabteilung geben, gab auch einen Code durch, damit die Kollegen sicher waren, es auch mit mir zu tun zu haben, und erkundigte mich nach der Firma. CIVI.

»Es wird einen Moment dauern. Können wir zurückrufen?«

»Sicher.« Der Kollege bekam die Nummer von Mrs. Goldwyn.

»Jetzt bin ich gespannt«, sagte die Horror-Oma.

»Ich auch. Wobei es nicht unbedingt sein muß, daß die Firma oder deren Inhaber etwas mit den Vorgängen auf dem Streifen zu tun hat. Das wird sich alles herausstellen.«

»Wie kann man Sheila nur aus den Klauen des Teufels befreien?« flüsterte Lady Sarah.

Ich hob die Schultern. »Wenn ich das wüßte, wäre es mir wohler. Das kannst du mir glauben.«
»Sicher. Und was macht Bill?«
»Es geht ihm schlecht. Nicht einmal so sehr körperlich, obwohl er verletzt ist, auch seelisch ist er ziemlich down. Bill hat am meisten unter Sheilas Verschwinden zu leiden. Wir haben wirklich alles versucht, aber Asmodis konnte sich die Hände reiben. Er hat uns einen Schlag versetzt, den wir nicht ohne weiteres verkraften können.«
»Und eure anderen Helfer?« erkundigte sich die Horror-Oma. »Wie steht es mit Myxin und Kara?«
»Nicht gut.«
»Weshalb?«
»Sie haben schwere Rückschläge erlitten. Mit den flammenden Steinen ist etwas passiert. Arkonada, ein unheimlicher Dämon aus Atlantis, ist in unsere Zeit zurückgekehrt und hat den beiden schwer zu schaffen gemacht. Ich habe lange nichts mehr von ihnen gehört. Im Moment ist die Hölle und auch ihr Umfeld für uns interessant. Asmodis scheint eine Entscheidung haben zu wollen. Sie riecht mir verdächtig nach dem Begriff endgültig.«
»Dann müssen den Teufel selbst große Sorgen plagen«, vermutete die Horror-Oma.
»Wenn du das so siehst, möglich. Ich meine…«
Das Läuten des Telefons unterbrach mich.
Ich hob ab, meldete mich und hörte die Stimme des Kollegen. »War eigentlich leicht, John. Wir sind von dir härtere Nüsse gewohnt.«
»Manchmal denke ich eben an meine Freunde.«
»Wir werden dich in unsere Gebete einschließen, Geisterjäger.«
»Was habt ihr denn gefunden?«
»Civi ist eine Abkürzung. Die Firma heißt Cinema-Video. Komischer Name.«
Ich brummte nur etwas.
»Willst du noch mehr wissen, John?«
»Klar. Wo finde ich die denn?«
»Nicht weit von London entfernt. Du erinnerst dich noch an den alten Flughafen?«
»In Croydon?«
»Genau den. Da in der Nähe hat die Civi ihre Studios. Die Leute haben sich auf die Produktion von Videofilmen spezialisiert.«
»Gibt es da ein besonderes Programm?«
»Nein, eigentlich nicht. Aber was läuft denn heute so gut?«
»Action, Horror, Abenteuer, Sex…«
»Richtig. Und da sind sie gut im Geschäft.«
»Ich danke dir, mein Lieber«, sagte ich. »Ja, eine Frage hätte ich noch.«

»Bitte, großer Meister.«
»Wem gehört die Firma? Wer ist Produzent und so weiter.«
»Da tauchte immer ein Name auf. Merk ihn dir gut. Er hört sich toll an. Ray Keene.«
Ich überlegte und ließ deshalb einige Sekunden nichts von mir hören, was den Kollegen mißtrauisch machte.
»Bist du noch dran, John?«
»Klar. Ich denke nur darüber nach, ob mir der Name schon irgendwo mal untergekommen ist.«
»Kann ich dir auch sagen. Wir haben ebenfalls nachgeforscht. Ray Keene ist uns nicht ganz unbekannt. Er gehörte früher zu den Jungfilmern, die alles künstlerisch und besser machen wollten. Nur fand er keine Abnehmer für seine Streifen. Um über diesen permanenten Schock hinwegzukommen, nahm er Rauschgift. Er verhökerte auch etwas von dem Zeug, wurde erwischt und saß ein paar Monate ein. Das ist alles.«
»Danach ging es ihm besser?«
»Er besann sich auf seine Qualitäten und drehte sich um 180 Grad. Als Video in wurde, stieg er voll ein und gehörte jetzt mit zur Spitze in diesem Geschäft. Inzwischen hat er ein Haus in Cannes, ein weiteres in Spanien, ist Mitglied diverser Clubs und wohnt in Mayfair. Das ist alles.«
»Ihr seid ja super.«
»Sag's unserem Boß, dann kommen wir vielleicht in eine höhere Gehaltsgruppe. Bis dann, John.«
»Okay, ich danke dir.«
»Das war aber gut«, sagte Lady Sarah, als ich auflegte und mich umgedreht hatte.
»Und wie.« Ich grinste. »Dieser Ray Keene scheint ein besonderer Typ zu sein.«
»Wie seine Filme. Immer in Action.«
Ich strich über mein Haar. »Wie dem auch sei, Lady Sarah. Ich werde ihn schon kennenlernen. Heute noch.«
»Du willst hin?«
»Natürlich.«
»Dann fahre ich mit.«
Dieser eine Satz bewahrheitete meine schlimmsten Befürchtungen, aber Sarah Goldwyn konnte ich beim besten Willen nicht in diesem Geschäft gebrauchen.
»Bitte«, sagte ich und rang die Hände. »Tu mir einen Gefallen und halte dich zurück.«
»Du traust mir nur nichts zu. Es ist interessant, Studios und Ateliers zu besichtigen.«
»Später vielleicht. Außerdem bin ich nicht sicher, ob man mich nicht

auf eine falsche Spur gelockt hat.«

Die Horror-Oma schüttelte den Kopf. »Diese Filmstudios sind nicht ohne«, meinte sie. »Ich denke da nur an Nadine Berger. Ist sie nicht auch umgekommen, als sie einen Film drehen wollte. Da ist das Monster doch mitten in die Aufnahme gesprungen.«

»Das war etwas anderes.«

»Dennoch rate ich dir, mein Junge, vorsichtig zu sein. Schließlich geht es um sehr viel. Und was manchmal so harmlos beginnt, kann sich schnell zu einer Lawine entwickeln, denk daran, John!«

»Mach ich.« Ich bückte mich, hauchte ihr einen Kuß, auf die Wangen und verließ den Raum.

Lady Sarah war geschockt. »Die jungen Leute, nein, nein«, hörte ich ihre Stimme noch im Treppenhaus. »Wagen es doch tatsächlich, einer alten Schachtel wie mir einen Kuß zu geben. So etwas…«

Und nach einer kleinen Pause. »Aber schön war es doch.«

Ich lachte klammheimlich. Es war auch vorerst das letzte echte Lachen…

***

Es durfte alles gar nicht wahr sein, und trotzdem stimmte es, und sie erlebte auch keinen Traum.

Das Gefühl für Zeit hatte sie völlig verloren, ebenso wie menschliche Empfindungen, denn der Satan hatte es geschafft, sie auf seine Seite zu ziehen, ohne sie allerdings vollends zu bekommen. Zwischendurch bekam Sheila Conolly klare Momente. Dann war sie wieder so wie früher, als sie noch zusammen mit ihrem Mann und dem Sohn völlig normal am Stadtrand von London wohnte.

Während dieser klaren Momente spürte sie die Last des Schicksals doppelt, sie drückte, beeinträchtigte ihren Geist und hielt sie in einer psychischen Fessel, die Sheila trotz aller Bemühungen nicht zu sprengen vermochte.

Wie würde es ihrer Familie ergehen? Ihren Freunden und vor allen Dingen ihrem Sohn?

In solchen Momenten erschien dann zumeist der Teufel. Als hätte er es gerochen. Eingehüllt in eine Wolke von Rauch, Schwefelgestank und Blitzen kam er an, schälte sich vor ihn Augen aus der grauen Nebelzone einer fremden Höllendimension und begann zu lachen.

Sheila litt Qualen. Sie haßte den Teufel, aber sie kam nicht gegen ihn an.

Er stand vor ihr in all seiner Widerlichkeit. Mit seinem behaarten Körper, der Häßlichkeit seines Gesichts, den gnadenlosen Augen, dem tückischen Grinsen und dem Wissen darum, daß ihm diese Gefangene nicht entwischen konnte.

Es strömte Dampf aus seinem Maul, dessen Ausläufer auch Sheila

erreichte und in ihrer Kehle brannte.

Der Teufel lachte jedesmal, wenn er die Qual auf dem Gesicht der Frau sah.

»Wie fühlst du dich?« fragte er auch jetzt wieder, als er Sheila in einer wachen Phase besuchte.

»Geh weg!« schrie sie und bäumte sich aus ihrer liegenden Stellung hoch, aber der Satan lachte nur, breitete seine Arme und damit auch den Umhang aus, während er sich die Hände rieb, so daß Funken zwischen seinen Fingern hochsprangen.

»Ich wollte nur wissen, wie es dir geht, meine Kleine.«

»Schlecht, wenn ich dich sehe.«

»Das tut mir leid. Andere fühlen sich in meinem Reich wohl. Ich denke da nur an Jane Collins.«

»Ich bin keine Hexe.«

»Nein?« Höhnisch kicherte Asmodis. »Keine Hexe. Dann wird es Zeit, daß du zu einer wirst. Ich habe mir da etwas Besonderes ausgedacht, damit du nachfühlen kannst, wie einer Hexe zumute ist.«

Sheila verstand den Satan nicht. War Asmodis überhaupt zu verstehen?

Diese Frage beschäftigte Sheila stark, eine Antwort hatte sie nie darauf gefunden.

»Was meinst du?«

»Ich bin in deiner Gewalt. Mir ist egal, was du machst. Doch, ich habe eine Bitte.«

Der Teufel wußte, was kam. Er antwortete: »Gern, rede nur, kleine Sheila.«

»Ich will wieder weg!«

Asmodis lachte nicht einmal, als er das hörte. »Wieder weg!« brüllte er. »Sie will wieder weg. Das gibt es doch nicht. Ja, du kannst wieder weg. Du darfst dich innerhalb meiner Hölle bewegen. Von einer Qual zur anderen. Ich habe dir versprochen, daß ich dich langsam weichkoche. Ich gebe dir Momente, in denen du klar denken und als Mensch überlegen kannst. Dann kommt dir dein grauenhaftes Schicksal besonders hart zu Bewußtsein. Da wirst du eingeklemmt und eingerahmt von dem Wissen, daß du nichts mehr erreichen kannst. Du empfindest dein Schicksal als doppelt grausam und mehrfach so schlimm. Vielleicht ist es das, was ihr Menschen mit dem Wort Fegefeuer umschreibt. Dir jedenfalls steht einiges bevor, und zum Schluß wirst du zudem, was auch Jane Collins ist, meine treue Dienerin und Hexe. Hörst du? Hexe!«

Sheila starrte den Satan an. Noch nie hatte er so deutlich gesprochen, aber an seinen Worten gab es keinen Zweifel. Man mußte sie glauben. Alle Scheußlichkeiten, die man sich nur vorstellen konnte, wurden im Hirn des Teufels geboren.

»Nun?«
»Geh mir aus den Augen!«
Der Satan schritt vor Sheila auf und ab. Er ging nicht weg, sondern genoß seine Sonderstellung, und sein scharfer Blick war auf Sheila Conolly gerichtet. »Hatte ich dir nicht versprochen, das Gesicht zu nehmen? Du sollst erkennen, wie es ist, als Hexe zu leben und als Hexe zu sterben, meine Liebe. Gib acht!«
Plötzlich spürte Sheila die Berührung, obwohl sie selbst nichts sah. Da strich etwas über ihr Gesicht.
Es war wie ein flüchtiger Hauch, eine Berührung von Fingerspitzen. Sie merkte das Kribbeln, und sie geriet in einen seltsam dumpfen Zustand, der gleichzeitig dafür sorgte, daß ihr Denken zuerst reduziert und danach ausgeschaltet wurde.
Sheila Conolly war nur mehr eine Hülle. Ein lebloses Etwas, dem man alles genommen hatte.
Und so lag sie.
Bewegungslos, aber sie spürte etwas. Sie erlebte etwas so intensiv mit, daß sie das Gefühl hatte, selbst der Mittelpunkt zu sein, obwohl dies nicht stimmte.
Sie lag im Nichts, befand sich in einer Dimension des Schreckens, wurde vom Teufel geführt, geleitet und hatte das Gefühl, inmitten eines Flammenmeeres zu stehen.
Sheila brannte.
Sie sah die Flammen nicht, sie merkte nur die Wirkung. Der Körper war eingeschlossen in einer feurigen Lohe, deren gierige Finger hochzuckten und sogar ihr Gesicht erreichten.
Das Gesicht!
Die Schmerzen waren schlimm, grauenhaft. Sie glaubte daran, daß sich die Haut zusammenzog, zu einem zerknitterten Etwas wurde, und ihr Mund öffnete sich weit.
Schreie drangen hervor.
Wilde, grausame, unkontrollierte Schreie, die durch ein Nichts gellten und sich in der Unendlichkeit einer fremden, grausamen Dimension verloren.
Die Angst peitschte hoch. Die Flammen wurden stärker, jetzt spürte Sheila all die Pein, die Todesangst und das Grauen, das Hölle und Teufel für sie bereithielten.
Bis zum plötzlichen Ende.
Abrupt trat es ein. Wie ein Schnitt. Verschwunden waren die Schmerzen, sie spürte das Grauen nicht mehr. Sie konnte ihre Lage wieder als normal bezeichnen.
Doch was war schon normal?
Sheila konnte es selbst nicht sagen. Daß sie hier in einer Dimension lag, von der sie nicht wußte, wo sie sich befand?

Nein, das konnte man wirklich nicht mit dem Wort normal umschreiben. Dies war anormal, grauenhaft, fürchterlich, und sie schüttelte sich, als sie sah, wie sich Asmodis aus dem dunklen Grau hervorschälte und langsam auf sie zutrat.
»Das war dein Gesicht!« flüsterte er.
»Wie… was…?« Sheila stotterte, sie war nicht fähig, einen klaren Gedanken zu formulieren.
»Nun, ich habe dir gezeigt, wie es ist, wenn das Grauen zuschlägt. Du hast die Qualen erlebt, wie sie auch eine Hexe spürt, wenn sie auf dem Scheiterhaufen steht. Ich nahm dir auf magische Weise dein Gesicht und schob es über das der brennenden Hexe. Dies alles geschah in einem Film, es war nicht einmal Wirklichkeit, aber du hast alles gespürt. In dem Film verbrannten zum Schluß Puppen, und du hast es gespürt, wie es ist, wenn eine Hexe brennt. Nun weißt du, was dir bevorsteht, wenn man dich erwischt und durch Feuer tötet. Deshalb ist es besser für dich, wenn du genau das tust, was ich von dir verlange und zusiehst, dich nicht erwischen zu lassen. Hexen, die brennen, erleiden höllische Qualen. Mit Worten kaum zu beschreiben. Stell dich unter meinen Schutz, tanze nie aus der Reihe, dann wirst du es gut haben. Ich würde dich gern zu Wikka und Jane Collins führen. Gemeinsam seid ihr stark, um auch mich gegen meine Feinde zu unterstützen.«
»Bitte, laß mich…«
Asmodis wurde wütend. Zornig trat er mit seinem verkrüppelten Fuß auf und schleuderte eine rote Funkenspur in die Höhe. »Willst du dich immer noch gegen mich stellen?«
»Du hast mich doch schon!« schrie Sheila verzweifelt und begann danach hemmungslos zu schluchzen.
»Ja, ich habe dich, da hast du recht. Aber ich will dich noch mehr, verstehst du?«
»Nein, nein, nein…« Gequälte Worte drangen aus Sheilas Mund. »Bitte nicht.«
»Ich will alles!« erklärte der Teufel. »Und du sollst mir bei klaren Verstand deine Bereitschaft erklären, mir zu dienen. Das will ich. Du sollst dem Glauben, deinem Leben und deiner Familie abschwören und allein für die Hölle leben. So will ich es haben, so steht es in den ungeschriebenen Gesetzen der Hölle. Weißt du nun Bescheid?«
»Ja.«
»Dann sprich mir den Eid der Hölle nach. Schwöre mir…«
»Nein!« Sie schüttelte den Kopf. »Ich schwöre nichts. Ich will wieder zurück. Mein Mann, mein Sohn…«
Der Teufel unterbrach sie mit einem wütenden Schrei und einer heftigen Handbewegung. »Was sind schon dein Mann und dein Sohn? Ein Nichts. Gar nichts sind beide. Begreifst du das denn nicht?«

»Ich will.«

»Du willst der Hölle und mir dienen«, sagte der Satan. »Das ist alles. Daran wirst du dich halten. Ob es dir nun paßt oder nicht. Hast du mich verstanden?«

»Ja.«

»Dann schwöre!«

»Neiinnnn!« Es war der lauteste Schrei, den der Teufel je von Sheila Conolly gehört hatte. Selbst Asmodis zuckte zurück und hob seinen rechten Arm vor das dreieckige häßliche Gesicht. Ihm wurde plötzlich klar, daß ihm Sheila Conolly einen so großen Widerstand entgegensetzte, wie er es noch nie erlebt hatte. Für ihn unbegreiflich. Wie konnte ein Mensch überhaupt diese Stärke aufbringen?

Asmodis rechnete in seinen Dimensionen. Er vergaß dabei immer eines. Die Liebe, die Treue, das Band zwischen den Menschen. Und bei Sheila war es besonders stark, wie es eigentlich nur das Band einer Mutter sein kann. Sie holte Kraft aus dem, was sich Familie nannte. Damit kämpfte sie an. Und bisher war die Kraft so stark gewesen, daß sie dem Teufel widerstehen konnte, wenn sie nicht von ihm beeinflußt oder unter Kontrolle gehalten war.

Asmodis hätte sie längst zu einer Dienerin machen können. Das hatte er auch. In bestimmten Etappen gehorchte sie nur dem, was der Satan ihr sagte. Aber Asmodis besaß einen gewissen Ehrgeiz.

Bei klarem Verstand sollte Sheila erklären, daß sie auf seiner Seite stand. Das heißt, sie sollte ihm ohne Druck gehorchen. Dafür wollte er sorgen und auch alles einsetzen, zu dem er fähig war.

Wieder drang Rauch aus seinem Maul. »Ich kriege dich noch!« versprach er mit heiserer Stimme.

»Ich kriege dich. Ich habe bisher jeden Menschen bekommen, und da machst auch du keine Ausnahme, das kann ich dir versprechen, du verdammtes Weib, du! Noch bin ich mit meinen Tricks nicht am Ende. Einen kleinen Vorgeschmack hast du bekommen. Ich bin sicher, daß er trotz allem seinen Erfolg gezeigt hat. Du wirst das Grauen kennenlernen, und wirst mir freiwillig die Füße küssen, wenn ich dir zeige, was ich mit anderen mache. Ich hatte gedacht, es dir ersparen zu können, nun aber wirst du eine neue Variante der Hölle kennenlernen. Die Knochenuhr!«

Sheila zuckte zusammen. Die Haßtirade des Satans hatte sie über sich ergehen lassen, ohne irgend etwas zu unternehmen. Nun aber war ein neuer Begriff gefallen.

Knochenuhr!

Asmodis kicherte. »Davon hast du noch nie gehört, nicht wahr?«

»Nein.«

»Dann wirst du sie gleich sehen. Sie ist etwas ganz besonderes und überzeugt jeden. Auch dich wird sie schaffen. Ein Prunkstück aus der

Hölle, das sage ich dir!«

Der Teufel drehte sich um. Er tat dies sehr hektisch, und sein schwarzer Umhang wurde in die Höhe gewirbelt, so daß Sheila das blutrote Innenfutter erkennen konnte. Satan hatte sie so angezogen, wie man es eigentlich von einem Vampir erwartet hätte.

Er blieb stehen und wandte Sheila den Rücken zu. Dann schossen seine Arme vor.

Die Dunkelheit öffnete sich wie ein langsam zur Seite gedrückter Vorhang.

Etwas erschien, und Sheilas Augen weiteten sich vor Entsetzen…

***

Ich fuhr nach Croydon.

Da ich keine große Eile hatte, konnte ich gemütlich losrollen und dabei auch telefonieren.

Mit Suko sprach ich.

Nach seinem letzten harten Einsatz gegen den Golem war er wieder zu Shao und damit auch ins Haus der Conollys zurückgekehrt, um dort abzuwarten, wie sich die Dinge entwickelten, denn wir konnten den Rest der Familie nicht ohne Schutz lassen.

Ich bekam ihn sofort an die Strippe.

»Bist du wieder auf Tour?« fragte mich Suko.

»Ja.«

»Und wo?«

»Diesmal gewissermaßen innerhalb Londons. Also kein Abstecher ins Ausland.«

»Und ich muß hier sitzen.«

»Bei mir geht es um Sheila.« Auf Sukos Beschwerde ging ich nicht ein. Ich hatte Verständnis für ihn, wußte, wie es in ihm aussah. Ein agiler Mensch wie er konnte einfach nicht stillsitzen und abwarten, aber was blieb ihm sonst übrig? Wir konnten den kleinen Johnny nicht ohne Schutz lassen. Bill lag im Krankenhaus. Dort war er auch ziemlich hilflos, doch die Kugelwunde mußte kuriert werden.

»Hast du eine Spur von ihr, John?« Sukos Stimme klang gespannt. Er hatte in der letzten Zeit viel von seiner ihm angeborenen Ruhe verloren.

»Ja. Oder vielleicht.« Ich berichtete, was mir widerfahren war und überholte gleichzeitig einen langen Lastwagen.

»Gott, das ist furchtbar.«

»Wir werden sehen«, erwiderte ich. »Jedenfalls schaue ich mir die Filmstudios einmal genauer an.«

Ich scherte wieder links ein.

»Allein?«

Ich lachte. »Wieso? Willst du…«

»Gern, John. Sag Bescheid, wenn Not am Mann ist. Ich dachte mehr an Sarah Goldwyn.«

»Sie wollte mit. Ich konnte es ihr gerade noch ausreden. Du weißt ja, wie das ist.«

»Klar. Soll ich Bill davon unterrichten?«

Eine schwierige Frage, die mir Suko da gestellt hatte. Ich wußte nicht, wie es meinem Freund Bill ging, obwohl ich mit ihm öfter telefoniert und ihn auch besucht hatte. Doch über seinen seelischen Zustand war ich nicht informiert. Die Zeit, um mich danach zu erkundigen, hatten mir meine Gegner einfach nicht gelassen.

»Nein, laß es, Suko. Bill soll gesund werden. Er würde unter Umständen durchdrehen.«

»Das meine ich auch. Wobei ich mich frage, wie es möglich war, daß das Gesicht der Sheila Conolly plötzlich auf dem Film erschien?«

Ich lachte leise auf. »Über Erklärungen will ich da nicht nachdenken. Nur soviel. Der Hölle oder dem Teufel ist bekanntlich nichts unmöglich. Der dreht die tollsten Dinge.«

»Leider.«

Ich erkundigte mich nach Johnny und bekam zu hören, daß es dem Kleinen mittlerweile nicht mehr so gut ging. Er vermißte seine Eltern stark. Am Anfang hatten Suko und Shao ihn noch über den Verlust hinwegtrösten können, inzwischen wurden seine Fragen immer quälender und bohrender.

Sehr verständlich.

Wir beendeten das Gespräch, und ich kitzelte ein wenig das Gaspedal. Die City lag hinter mir. Ich mußte nach Süden fahren, um Croydon zu erreichen. Der Flughafen war nicht völlig stillgelegt worden. Noch immer landeten dort Maschinen, aber nicht mehr die großen Düsenclipper, sondern Sportflugzeuge.

Einen Teil des großen Geländes hatte man vermietet oder verkauft. Unter anderem auch an die Firma CIVI, die dort ihre Studios aufgebaut hatte.

Darauf war ich gespannt, natürlich auch auf den Leiter oder Besitzer Ray Keene.

Das Video-Geschäft war ein verdammt hartes. Es gab Firmen, die sich an der Grenze oder jenseits der Legalität bewegten. Eine regelrechte Mafia hatte sich dort etabliert, und mich würde es nicht wundern, wenn ich plötzlich einem alten Bekannten begegnet wäre. Logan Costello, Londoner Mafiakönig. Auch er hatte seine Finger unter anderem im Video-Geschäft, ohne die anderen Gebiete, wie Rauschgift, Prostitution und organisiertes Bandentum, zu vernachlässigen. Man konnte praktisch alles in einen großen Topf werfen.

Auch die Zuhälter und damit ein Großteil der Halbwelt war ins

Video-Geschäft eingestiegen. Den Leuten saß das Geld nicht mehr so locker. Die Dirnen verdienten weniger, was sich natürlich auf die Einkommen ihrer Zuhälter auswirkte.

An der wirtschaftlichen Lage konnten sie nichts ändern. Deshalb mußten sie sich neue Einkommensgruppen erschließen, und ihre Wahl war eben auf das Video-Geschäft gefallen.

Hier konnten sie sich austoben, denn die Mädchen, die sonst die Männer angemacht hatten, waren billige »Schauspielerinnen«, während die Filme doch einiges brachten.

Ich war sicher, daß ich bei Ray Keene auch diese Art von Geschäft erleben würde.

Wie dem auch sei, für mich zählte Sheila Conolly. Ich mußte sie einfach rausholen. Sie durfte nicht auch noch in die Klauen des Satans gelangen und dort bleiben.

Seltsamerweise hatte ich bei ihr Hoffnung, während ich die für Jane Collins längst aufgegeben hatte.

Beide waren schlecht miteinander zu vergleichen, denn Jane stand voll auf der Seite des Satans und gehorchte Wikka, der Oberhexe. Sie war auch bereit, für den Teufel in die Bresche zu springen und hatte selbst schon scheußliche Verbrechen verübt, was ich nicht begreifen konnte.

Hoffentlich kam es mit Sheila nicht auch soweit. Sie war gewissermaßen ein klassischer Fall. Obwohl sie durch unsere Abenteuer hätte gewarnt sein müssen, war es dem Teufel dennoch möglich gewesen, an sie heranzukommen. Er bediente sich da eines fast menschlichen Tricks, denn er hatte vor einigen Wochen den Geist ihres verstorbenen Vaters ins Spiel gebracht, und darauf war Sheila voll abgefahren. Sie erlag den Lockungen, geriet in die Hände des Teufels und damit sogar in die Hölle oder deren Vorhof, wo wir sie fast hätten befreien können, nachdem sie sogar auf Bill, ihren Mann, geschossen hatte.

Die Frau hatte Schreckliches hinter, aber wahrscheinlich auch noch vor sich.

Ich hoffte, ihre Qualen verringern zu können, wenn es mir endlich gelang, sie aus den Klauen des Satans zu befreien.

Den noch immer aufgestellten Hinweisschildern mußte ich folgen. Ungefähr zwei Meilen waren es bis zum Ziel. Die Gegend hatte das Flair der Großstadt verloren, ich fuhr durch ländliche Gebiete, flach, überschaubar, eben ideal für Flugzeug-Landungen.

Wer ein so großes Gelände gepachtet oder gekauft hatte, der sorgte auch sicherlich dafür, daß Besucher den Weg zu ihm fanden. Ich hielt deshalb nach weiteren Hinweisschildern Ausschau und hatte das Glück des Tüchtigen. In einem Signalrot leuchtete auf dem weißen Untergrund des Schildes das Wort CIVI, umrahmt von den Konturen

eines kleinen Monitors.

Da es nach rechts wies, fuhr auch ich in die Richtung und erreichte ein gerades Stück Straße, das links und rechts von Drahtzäunen begrenzt wurde.

Das Gelände gehörte bereits zum Flughafen. Und ich sah auch zwei Sportmaschinen in der Luft sowie weit über ihnen die Konturen eines Segelflugzeuges.

Schnurgerade stieß das hellgraue Asphaltband durch das Grün der Landschaft. Links lagen der Tower und die Abfertigungshallen. Sie glänzten im Licht der Sonne.

Vor mir entdeckte ich auch zahlreiche Bauten. Hohe Kästen, schmucklos und zweckmäßig.

Die Studios.

Ein großes Tor erreichte ich ebenfalls. Als ich hindurchfuhr, löste sich aus dem Schatten einer kleinen Wachbude der Portier. Er hob lässig die linke Hand.

Ich ließ das Fenster nach unten surren und vernahm schon seine Frage: »Wer sind Sie? Zu wem wollen Sie?«

»Mein Name ist John Sinclair. Ich möchte mit Ray Keene sprechen.«

»Angemeldet?«

»Nein.«

Der Knabe verzog sein Seehundgesicht, wobei er noch trauriger wirkte. »Tut mir leid, Sir, da müssen Sie wieder fahren. Mr. Keene ist als Manager sehr beschäftigt und empfängt nur Besuch auf vorherige Anmeldung. Ist nun mal so.« Er hob die Schultern.

»Aber er ist da?«

»Klar. Wenn sie einen gelben Ferrari sehen… Der Flitzer gehört dem Chef.«

»Gut, ich werde ihn finden.«

»He, Sir!« Er wollte mich nicht fahren lassen und umklammerte mit seiner Pranke den Scheibenrand. Zwei Sekunden später löste er die Hand wieder und ließ sie langsam nach oben gleiten, denn er starrte auf meinen Ausweis und wußte nun, mit wem er es zu tun hatte.

»Scotland Yard?«

»Sehr richtig, mein Lieber.«

»Was wollen die Bullen…« Er stoppte so hastig, als hätte er sich verschluckt.

»Schon gut, Meister«, sagte ich und ließ den Ausweis wieder verschwinden. »Danke für den Tip mit dem Ferrari. Wenn ich die Flunder sehe, halte ich an.«

Was er noch antwortete, hörte ich nicht mehr, denn ich hatte bereits Gas gegeben.

Den schnellen Wagen sah ich tatsächlich. Er stand vor einem Haus, das kein Studio war. Es kam mir vor wie eine aus Fertigteilen

hergestellte Bürohalle. Metall und Glas. Dazwischen gegossener Beton. Alles sehr dünn verteilt. Der Eingang bestand aus einer breiten Glastür.

Neben dem Ferrari fand ich auch Platz für meinen Silbergrauen. So schön geputzt wie der Italiener sah mein Wagen nicht aus.

Auf dem Gelände war es leer. Außer dem Portier war mir bisher kein Mensch begegnet. Wahrscheinlich befanden sich alle Akteure in den Studios oder Büros.

Nachdem ich die Tür aufgedrückt hatte, stand ich in einer kleinen Halle und suchte vergeblich nach dem Mann an der Anmeldung. Aber ich sah eine Tafel. Weiß der Hintergrund, in roter Schrift die Informationen. Man konnte sie gar nicht übersehen.

In der ersten Etage residierte der Manager, wie ich es auf der Info-Tafel ablas.

Also nichts wie hoch.

Ich stiefelte die Treppe nach oben, fand mich in einem Flur wieder und zwischen zahlreichen Bildern, die an den Wänden hingen. Moderne Maler hatten darauf ihre Spuren hinterlassen und sich in einer wirren Farborgie ausgetobt.

Eine Tür stand offen. Dahinter lag eine Kaffeeküche und kein Büro. Ich marschierte weiter, las Namenschilder und seltsame Berufsbezeichnungen, die irgendwie alle mit Kunst zu tun hatten. Natürlich in schönen roten Lettern geschrieben.

Eine Tür wurde geöffnet. Das Girl, das den Raum verließ, war lecker, locker, leicht bekömmlich.

Den Eindruck machte es. Höchstens achtzehn, leicht poppigaufgemacht und mit einem Lächeln ausgestattet.

Das Girl summte einen Song von David Bowie, nahm mich überhaupt nicht zur Kenntnis, sondern schaute auf die gläserne Kaffeekanne in der rechten Hand.

Erst als sie fast gegen mich gelaufen wäre, stoppte sie und sagte: »Huch!«

»Ein Gespenst bin ich nicht, schönes Mädchen. Ich will nur zum Boß. Wo hockt er?«

»Ray residiert am Flurende.«

»Wie toll für ihn.«

»Ja, er ist irre.«

»Und passen Sie, auf.«

»Wieso?« piepste sie.

»Daß der Kaffee nicht zu stark wird. Sonst kippt der irre Typ noch aus den Pantinen.«

»Witzbold, blöder«, sagte sie, zischte böse und huschte an mir vorbei.

Ja, bei diesen Girls hatte ich keine Chance. Aber ich war auch nicht »in«. Ich wanderte nicht von Party zu Party, und meine Kleidung war

zu konservativ.

Unter drei Türen konnte ich auswählen. Hinter der letzten residierte der Chef. Die beiden davor liegenden teilten sich seine Sekretärinnen. Ich wollte höflich sein, klopfte an der mittleren an, hörte kein »Come in« und öffnete dennoch.

Sehr modern war das Vorzimmer eingerichtet. Weiß und Rot dominierten. Weiß waren die Beine des Schreibtisches, rot die Platte, und rot war auch die Ledercouch in der Ecke. Natürlich mit einem weißen Tisch davor. Als ich das Zimmer betrat, klingelte das rote Telefon, und aus dem links daneben liegenden Raum huschte eine Gestalt, die wohl so etwas wie die Sekretärin des Meisters war.

Sie plapperte etwas in den Hörer, das ich nicht verstand. So übte ich mich in Geduld und betrachtete die Frau.

Sie war älter als das Mädchen vom Flur. Tizianrote Haare warfen wilde Wellen. Das grüne Make-up schimmerte auf der blassen Haut. Sie trug ein grünes Kleid im Gammellook. Der Rock war weit geschwungen und an einigen Stellen eingeschnitten. Natürlich paßte auch der grüne Nagellack zu ihr, und auch Schuhe sowie Strümpfe waren farblich abgestimmt.

Grün ist ja die Hoffnung. Vielleicht konnte ich hoffen.

Als sie das Gespräch beendet hatte und sich mir lächelnd zuwandte, sah ich, daß auch die Lippen grünlich schimmerten.

»Was kann ich für Sie tun, Sir?«

»Ich möchte zu Mr. Keene.«

»Wen darf ich melden?«

Das klappte ja blendend. »John Sinclair.«

»Ich begrüße Sie, Mr. Sinclair. Sicherlich haben Sie einen Termin und Mr. Keene…«

»Ich habe keinen«, erwiderte ich schnell, denn die Kleine wollte schon in ihrem Kalender nachsehen.

Sie erschrak. »Keinen Termin?« Wie sie das aussprach, war unwahrscheinlich. Ich kam mir vor, als hätte ich eine Todsünde begangen.

»Nein, ich sagte es Ihnen.«

»Aber das ist unmöglich. Sie können doch nicht…« Sie machte eine Pause, »dann sind Sie also der Mann von Scotland Yard.«

»Richtig. Ihr Portier hat gut reagiert.«

»Und was wollen Sie?«

»Mit Mr. Keene reden.«

»Er ist beschäftigt.«

»Das kann ich mir vorstellen. Es gibt zwei Möglichkeiten. Sie können mich zu ihm bringen, oder ich lasse ihn zum Yard kommen. Was ist Ihnen lieber?«

»Ich werde sehen, was sich machen läßt.« Sie wandte sich ab,

verschwand im Nebenraum und telefonierte dort. Die machte mehr Wirbel als die Vorzimmerdame vom Premierminister.

Schließlich kam sie zurück. Diesmal lächelte sie wieder. Allerdings gezwungen.

Ich schaute sie fragend an.

»Mr. Keene läßt bitten.«

»Hatte er keine Lust, mich in meinem Büro zu besuchen?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht. Wenn Sie mir bitte folgen wollen!« Affektiert warf sie ihre rote Mähne zurück und ging mit wiegenden Hüften vor mir her bis zur Tür.

Ich folgte ihr durch den Gang. Wir schritten nach links und blieben vor einer verglasten Fahrstuhltür stehen, die mir beim Herkommen überhaupt nicht aufgefallen war.

»Wir müssen in den Keller«, erklärte mir die Rothaarige, deren Namen ich nicht einmal wußte und sie deshalb danach fragte.

»Ich heiße Alexis.«

»Aber nicht Carrington?«

Sie grinste müde. »Diese Frage ist mir schon öfter gestellt worden. Ich erspare mir eine Antwort.«

»Na denn«, sagte ich und öffnete ihr die Fahrstuhltür. An diesem Tag hatte ich wohl keine Chancen.

Filmhelden ging es da immer besser.

Um nicht weiterhin dumme Antworten zu bekommen, enthielt ich mich weiterer Fragen, stieg in den Lift, der uns in den Keller brachte. Und dort erwartete mich die große Überraschung. Da hatte ich tatsächlich das Gefühl, inmitten einer Filmkulisse zu stehen, denn vor uns lag ein breiter Betongang, in dessen Mitte ein Schienenpaar lief. Der Tunnel hatte eine gewölbte Decke und führte unterirdisch in die Tiefe des Geländes weiter.

»Haben Sie das einrichten lassen?« fragte ich.

»Nur ausgebaut.«

»Das ist wirklich imposant.«

Von Alexis bekam ich keine Antwort. Sie hatte sich umgedreht und einen Knopf unter ihrem Finger begraben. Da sie den Kontakt auslöste, bekam sie auch bald eine Reaktion. Aus dem Tunnel schoß ein kleiner Wagen heraus und hielt vor uns.

Zu zweit hatten wir darin Platz.

Alexis saß vorn. Ich hatte hinter ihr meinen Platz gefunden, und schon ging die Reise ab.

Ein herrliches Gefühl. Ich kam mir vor wie ein Akteur in einem Bond-Streifen.

Es war wunderbar, durch den Tunnel zu schießen und nur das Rollen der Räder zu hören. Der Fahrtwind strich in unsere Gesichter. Er wehte auch das Haar der vor mir sitzenden Frau hoch und die

Strähnen dabei in mein Gesicht, so daß ich das Spray roch, mit dem die Flut besprüht worden war.

Nach zwei Minuten hatten wir unser Ziel erreicht. Der kleine Wagen rollte über eine Weiche und auf ein Nebengleis, wo drei andere bereits standen.

Wir stiegen aus.

Das helle Licht fiel auf eine große Stahltür, die auf Schienen rollte, wenn sie sich öffnete. Um dies zu erreichen, drückte Alexis wieder auf einen Knopf.

»Sie werden Mr. Keene sicherlich allein finden«, sagte sie zum Abschied, kletterte in einen anderen Wagen und rauschte davon. Hoffentlich bekam sie keinen Gegenverkehr.

Die Tür öffnete sich, als ich einen Kontaktknopf berührte. Sie gestattete mir den Blick in eine andere Welt.

Eine riesige, unterirdische Halle lag vor mir. Es ist schwer, diesen Eindruck zu beschreiben, der mich da überfiel.

Das Wort gewaltig war letzten Endes treffend.

Zunächst kam ich mir wie ein Zwerg vor. Ich schaute hoch und betrachtete die Filmkulissen. Auf einem düsteren Berg aus Pappe und Kunststoff standen eine schwarze Burg. Sogar ein künstlicher Mond leuchtete, und eine Maschine blies Nebel davor, während Schreie aus der Burg gellten.

Dort wurde ein Horror-Film gedreht. Gleichzeitig arbeitete man auch an einem Action-Streifen. In einem nachgemachten Polizeirevier kam es zu einem erbitterten Kampf.

Auch ein Sexfilm wurde abgedreht. Das allerdings weiter hinten, so daß ich diese Szene nicht mitbekam.

Hin und wieder schrie jemand Befehle. Dann wurden die unter der Decke auf großen Schienen laufenden Scheinwerfer gerichtet und wieder neu eingestellt.

Es herrschte viel Betrieb, nur den Chef des Ganzen hatte ich noch nicht entdeckt.

Sämtliche Mitarbeiter gaben sich sehr diszipliniert und profihaft. Keiner tanzte aus der Reihe, und das Schreien aus der Burg gehörte zum Drehplan.

Ein paar Schritte ging ich zur Seite, wäre fast über ein Schienenpaar gestolpert, mußte einigen Kabeln ausweichen und erwischte einen kleinen Mann, der eine Lampe schleppte. Der Knabe trug eine Mütze mit halbrundem Schirm.

Er sah mich und blieb stehen.

Ich grüßte freundlich und erkundigte mich nach Ray Keene. »Wo kann ich ihn finden?«

»In seinem Büro.«

»Da komme ich gerade her.«

»In dem zweiten. Hier unten.«
»Danke. Und wo liegt das?«
Er deutete schräg in die Kulissen. »Da, wo der künstliche Berg beginnt, gibt es eine schmale Tür. Da müssen Sie durch.«
»Ich danke Ihnen.«
Die Tür hatte ich schnell gefunden. Zuvor mußte ich mich hinter Kameraleuten vorbeischleichen und erntete einige böse Blicke. Zum Glück störte ich keinen.
Die Tür bestand aus dunklem Holz. Ich sah an der rechten Seite eine Klinke, drückte sie nach unten und öffnete sehr behutsam, weil ich nicht wie ein Büffel in den Raum stürmen wollte.
Hinter mir war es ruhig. Muffige Luft schlug mir entgegen, und ich vernahm Stimmen.
Eine davon klang hämisch, hart und irgendwie unsympathisch. Sehr genau hörte ich die Worte.
»Mit diesem Kunstwerk wird der Teufel voll zufrieden sein…«

***

Sheila schaute auf die Knochenuhr!
Ein schreckliches, makabres, unheimliches Gebilde, das fast so groß wie eine Hauswand war und in einem düsteren, schmutzig wirkenden Rot schimmerte.
Rund war das Zifferblatt, auf dem sie die römischen Zahlen sah. Von eins bis zwölf waren sie alle vorhanden, aber das war es nicht, was Sheila Conolly so entsetzte.
Sie sah praktisch nur die Zeiger, und die bestanden aus einem unglaublichen Material.
Aus Knochen!
Es waren hell schimmernde Knochen, die wohl nicht von einem Menschen stammten. In der Mitte des Zifferblatts wurden sie von einem dicken schwarzen Nagel zusammengehalten, und selbst der kleine Zeiger war größer als ein Mensch.
Sheila sagte nichts. Sie schaute nur auf die unheimliche Knochenuhr, schluckte und zitterte.
Sogar dunkle Flecken sah sie an den Knochen und dachte daran, daß es sich unter Umständen um Blut handeln konnte.
Die Uhr stand im Nichts. Sie schwebte zwischen den Dimensionen, eingehüllt von einer kaum zu beschreibenden Schwärze, und sie strömte etwas aus, das Sheila Angst machte.
Sie hatte so etwas noch nie gesehen, auch nicht davon gehört, und sie fragte sich, welch eine Bedeutung die Uhr wohl haben konnte. Als sie sich einigermaßen an den Anblick gewöhnt hatte und genauer hinschaute, erkannte sie auch, daß die Zeiger nicht stillstanden, sondern sich bewegten. Der kleinere langsamer als der größere. Nur

wurde diese Bewegung von keinem Geräusch begleitet. Es geschah alles lautlos. Und auch dies zerrte an Sheilas Nerven.

Sie sah den Teufel nicht, aber sie wußte, daß er sich in ihrer Nähe aufhielt, denn sie spürte ihn sehr deutlich. Er besaß eine unheimliche Ausstrahlung. Der Odem der Hölle umwehte ihn, und die Frau begann zu frösteln.

»Siehst du die Uhr?« vernahm sie die Stimme hinter sich. Begleitet war sie von einem gefährlichen Zischen, von dem der lauernde Unterton fast verschluckt wurde.

»Sie ist nicht zu übersehen!«

»Das stimmt, meine Liebe.« Für einen Moment sah Sheila nichts, als der hinter ihr stehende Teufel seinen Mantel zur Seite schleuderte und der Stoff wie eine flatternde Fahne über Sheilas Kopf fiel und ihr für Sekunden die Sicht nahm.

Dann stand er neben ihr, ragte in die Höhe und streckte einen Arm aus. »Diese Uhr ist etwas Besonderes in meiner höllischen Welt. Ich habe sie persönlich konstruiert, denn sie allein bricht den Willen der sehr widerstandsfähigen Opfer. Ich weiß seit langem, daß die Menschen nach der Zeit leben. Zeit ist für sie alles. Aber Zeit ist relativ. Sie läßt sich nicht so einfach manipulieren, auch wenn die Menschen es glauben. Diese Uhr ist das Leben. Wer einmal an ihre Zeiger gefesselt worden ist, erlebt sein Leben innerhalb einer Minute noch einmal. Ereignisse, die er hinter sich und in seinem Unterbewußtsein gespeichert hat, rollen wieder an ihm vorbei. Mit jedem Stück, das der knöcherne Zeiger zurücklegt, wird auch der gefesselte Mensch älter, so daß er bei seiner Kindheit beginnt, schnell in die Jugend kommt, danach in das Erwachsensein und schließlich den Tod ahnt, den er hier am Zeiger erleben wird. Diese Uhr ist wirklich eine teuflische Erfindung. Ich wende sie gern an, wenn auch nicht allzu oft. Aber nun bleibt mir keine andere Möglichkeit. Hast du alles verstanden, Sheila Conolly?«

Da der Teufel sie bei dieser Frage anschaute, brauchte Sheila nur zu nicken.

»Ich habe dir noch nicht alles erzählt«, sagte der Satan. »Die Uhr ist etwas Besonderes. Man kann sie auch als einen Wanderer zwischen den Welten bezeichnen. In der Hölle wurde sie zwar konstruiert, aber ich sehe nicht ein, daß sie nur in der Hölle bleibt. Die Menschen auf der Erde sollten auch etwas von ihr haben, deshalb werde ich dir ihre besondere Funktion unter Beweis stellen. Schau genau hin, was gleich geschehen wird.«

Obwohl Sheila den Satan haßte, hatte sie sich dennoch an seine Worte gewöhnt, und sie kam der Aufforderung auch nach, indem sie ihren Blick auf die Knochenuhr senkte.

Noch befand sie sich vor ihr. Aber nicht mehr lange. Die Konturen

der knöchernen Zeiger wurden dünn und dünner. Gleichzeitig verblaßten sie ebenso wie das Zifferblatt, und im nächsten Augenblick war die unheimliche Uhr verschwunden.

Sheila schaute auf die Schwärze dieser unheimlichen Dimension. Sprechen konnte sie nicht, sie war einfach zu geschockt, holte ein paarmal tief Luft und fragte flüsternd.

»Wo befindet sie sich jetzt?«

»Weg!« hauchte der Teufel. »Weit weg und dennoch sehr nah. Für die Menschen zum Greifen nah. Die Uhr ist jetzt auf der Erde, und sie wird den herlocken, den ich haben will.«

»Wen meinst du damit?« fragte Sheila.

»Kannst du dir das nicht vorstellen?«

»Schon…«

»Dann sprich es aus.«

»John Sinclair!«

Asmodis lachte laut. »Genau, meine Liebe. John Sinclair. Er wird die Magie der Knochenuhr erleben, und du kannst zusehen, wie er allmählich stirbt.«

***

»Mit diesem Kunstwerk wird der Teufel voll zufrieden sein!«

Diesen Satz hatte ich vernommen und bekam plötzlich das Gefühl, genau richtig zu sein.

Ich blieb noch ruhig, drückte die Tür ein wenig weiter auf und schob mich durch den Spalt, bevor ich stehenblieb.

Ein sehr kahl wirkender Raum lag vor mir. Eine Werkstatt im gewissen Sinne, denn nach den umherliegenden Utensilien zu urteilen, wurden hier Kulissen gebaut.

Das alles war in den Hintergrund gedrängt worden, denn eine Sache erforderte die große Aufmerksamkeit.

Die Knochenuhr!

Auch ich interessierte mich für nichts anderes mehr, als für dieses unheimliche Gebilde. Viel hatte ich in meinem Leben gesehen, aber so etwas noch nicht.

Eine normale, gewaltige Uhr mit zwei Zeigern versehen, die aus Knochen bestanden, wobei beide Zeiger größer waren als ein normaler Mensch. Unwahrscheinlich.

Ein Filmgag?

Anzunehmen, aber weshalb hatte dann jemand diesen seltsamen Satz gesagt, der mich so aufgeschreckt hatte? Möglicherweise steckte doch mehr dahinter.

Die gleiche Stimme sprach auch wieder. »Ich spürte den Luftzug, Brazza. Ist da jemand gekommen?«

»Ja, Ray.«

»Wer?«

Brazza brauchte keine Antwort zu geben, das übernahm ich schon. »Ich bin hier!«

Der Mann sagte nichts, wandte mir nach wie vor den Rücken zu, und von allein würde er sich kaum umdrehen können, denn er saß in einem Rollstuhl. Brazza, sein Leibwächter und Lakai, stand daneben.

Von Ray Keene selbst hatte ich nichts gesehen, weil die hohe Rückenlehne selbst seinen Schädel verdeckte.

Aber Brazza sah ich. Ein Catchertyp. Breit in den Schultern, dabei trotzdem schmalhüftig. Seine schwarzen Haare waren glatt nach hinten gekämmt und glänzten, als hätte er sie mit Öl begossen. Er trug einen hellblauen Anzug, dessen Jackett bis über die Oberschenkel reichte und oben mit einem Stehbordkragen abschloß.

»Ich kenne die Stimme nicht. Es ist ein Fremder. Und Fremde haben hier nichts zu suchen. Wirf ihn raus!«

Wenn Brazza mich angriff, konnte ich einpacken. Den Kerl schaffte ich im Normalfall nicht, höchstens durch einen Überraschungsangriff. Ich war nicht hergekommen, um mich zu schlagen, deshalb zog ich meinen Ausweis.

Als Brazza sich in Bewegung setzte, hielt ich den Ausweis schon in der Rechten. »Scotland Yard«, sagte ich. »Ihre grünrote Sekretärin hat mich angemeldet. Machen Sie hier keinen Unsinn, Keene, und spielen Sie nicht den starken Mann.«

Brazza hatte meine Worte auch gehört. Dennoch stoppte er nicht. Vielleicht wartete er auf einen gegenteiligen Befehl. Da dieser nicht kam, versuchte er es.

Mit einem blitzschnellen Schlag fegte er mir den Ausweis aus den Fingern. Das Dokument flatterte noch dem Boden entgegen, als zweierlei geschah. Ray Keene befahl den Stopp, aber ich konterte.

Lange genug hatte ich mich wie ein dummer Junge behandeln lassen.

Meine rechte Faust wuchtete in Brazzas Magen, und mit dem linken Fuß trat ich zu.

Das Bein beschrieb einen Bogen. Die gekrümmte Seite meines Fußes traf den Hals des Schlägers.

Ein Karatetreffer wie aus dem Bilderbuch, mit dem Brazza auch nicht gerechnet hatte.

Er glotzte blöde, ging zwei Schritte zurück und setzte sich genau neben dem Rollstuhl auf den Hintern, bevor er fast wie im Zeitlupentempo nach hinten kippte und liegenblieb.

Den hatte ich wirklich toll erwischt. Manchmal hat man eben auch Glück.

Ich hob den Ausweis auf und hörte die Stimme des Filmchefs. »Alle Achtung, Mister. Ich könnte Sie direkt engagieren. Das hat noch keiner geschafft.«

»Training ist alles«, erklärte ich und schaute zu, wie Keene seinen Rollstuhl herumdrehte.

Er mühte sich ein wenig, aber er schaffte es und stand mir plötzlich gegenüber.

Abermals erlebte ich eine Überraschung. Wenn ich mir die Typen hier so anschaute, ob Männchen oder Weibchen, mußte ich mir selbst auf die Schulter klopfen und sagen, wie normal ich doch war.

Ich sprach nicht von der Lähmung des Mannes, sondern von seinem Aussehen.

Er trug einen roten Anzug, aus dessen Ziertasche ein blütenweißes Tuch lässig hervorschaute. Es besaß die gleichen Rüschen wie auch das herrlich weiße Hemd. Die weißen Schuhe zeigten auf dem Oberleder kein einziges Staubkorn, und so verhielt es sich auch mit den Socken.

Nur das Haar war nicht weiß. Dunkel, fast schwarz und so kurz, daß die abstehenden Ohren besonders auffielen und man den Schnitt schon bald mit einer Punkerfrisur vergleichen konnte.

Der Knabe war sicherlich nicht älter als ich, doch seine verlebten Gesichtszüge ließen auf einen Lebenswandel schließen, den man nicht gerade als ein Vorbild für Jugendliche bezeichnen konnte.

Seltsam hell wirkten die Augen. Als er die rechte Hand von der Lehne hob, sah ich zahlreiche Ringe mit dunklen Steinen an seinen Fingern. Ich fragte mich nur, wie er in den Ferrari steigen wollte.

»Kann ich sitzen bleiben?« fragte er.

»Wieso? Können Sie aufstehen?«

»Sicher.«

»Weshalb dann der Rollstuhl?«

»Ich habe in einem meiner Filme die Hauptrolle übernommen und spiele einen Rollstuhlfahrer. Wir drehen gerade. Und da muß ich in Übung bleiben.« Er kicherte.

»Wie Sie wollen.«

»Richtig. Und was wollen Sie?«

»Mit Ihnen über einen Film reden.«

»Soll ich ein Bullenleben verfilmen?« fragte er und winkte gleichzeitig lässig ab. »Alles schon dagewesen. Vor ein paar Jahren. Zieht nicht mehr. Das Bullen-Image ist hin.«

»Darum geht es nicht.«

Ray Keene hustete trocken, ohne sich die Hand vor den schmallippigen Mund zu halten. »Was ist es dann?«

»Es geht um einen ihrer abgedrehten Filme!«

»Raubkopie?« Er schnarrte das Wort und setzte sich hin, als wäre er auf dem Sprung.

»Lassen Sie mich doch ausreden! Ich meine den Film ›Brenn, Hexe, brenn!‹«

»Ach den. Der ist aber fast jugendfrei.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Nur will ich wissen, ob etwas damit passiert ist?«

»Wieso?«

»Ich sah das Ende des Streifens.«

»Als die Hexe brannte, nicht?« Er kicherte. »Gute Szene. Fast echt. Hervorragend gelungen.« Er schaute mich lauernd an.

»Da ist mir etwas aufgefallen. Urplötzlich schob sich das Gesicht einer anderen Frau über das der Hexe. Ich wollte Sie nur fragen, wie Sie das geschafft haben?«

»Mehr nicht?«

»Nein.«

Er hob die Schultern. »Das sind normalerweise Filmtricks, wissen Sie. Wir sprechen nicht gern darüber, aber Ihnen kann ich es ja verraten. Als wir den Film drehten, da kam ich auf die Idee, auch eine Beschwörung durchzuführen. Ich wollte den Teufel beschwören. Irre, nicht?«

»Ja, wirklich.«

Meckerndes Lachen schallte mir entgegen. »Sie glauben mir nicht, das sehe ich, aber es stimmt wirklich.«

»Reden Sie weiter.«

»Ja, wir beschworen den Teufel. Ich kenne mich ein wenig mit Schwarzer Magie aus. Und der Teufel kam. Er gab mir Ratschläge, wie ich den Film zu drehen hatte.«

»Ratschläge welcher Art?«

»Glauben Sie denn, daß ich alles ausplaudere?« sagte er. »Da haben Sie sich geirrt.«

Es war leider eine Tatsache, aber der Mann hielt die besseren Trümpfe in der Hand. Daran konnte ich nichts ändern. Er hatte nichts Ungesetzliches getan, wenigstens konnte ich ihm nichts beweisen.

Dennoch fragte ich weiter.

»Wie hat sich Ihnen der Teufel offenbart?«

»Glauben Sie mir nicht?«

»Es fällt mir schwer«, log ich.

Er blieb weiterhin in seinem Rollstuhl sitzen und trommelte nur mit den Fingerspitzen auf die Lehne. »Der Teufel ist fantastisch«, erklärte er mir. »Durch ihn habe ich meine Erfolge errungen. Ich glaube an ihn. Er gibt mir die Ideen für meine Filme. Sie kommen mir, wenn ich schlafe und mich durch mein Unterbewußtsein mit der Hölle in Verbindung setze. Dann teilt er mir seine Ideen mit, und ich führe sie aus. Nicht umsonst sind meine Horror-Filme so gefragt. Das wenigste ist Fantasie. Die meisten Ideen kommen aus der Hölle.«

»Die auch?« fragte ich, deutete an ihm vorbei und meinte die große Knochenuhr.

»Natürlich.«
»Hat der Teufel Sie ihnen geschickt? Oder haben Sie die Uhr nach seinen Anweisungen gebaut?«
»Sie stammt aus der Hölle!« Er sagte es lässig, war von sich sehr überzeugt und lehnte sich wieder zurück.
»Und sie funktioniert?«
»Immer.«
»Kann ich es sehen?« Jetzt war ich auf seine Antwort gespannt, denn ich wußte wirklich nicht, was ich von ihm halten sollte. War dieser Mann ein Aufschneider, oder stand er tatsächlich mit der Hölle in Verbindung? Das wollte ich gern erfahren, denn so abwegig war das Ganze nicht. Schließlich hatte ich mit Satansdienern meine speziellen Erfahrungen gesammelt. Deshalb war es ohne weiteres möglich, daß der Mann vor mir zu den Günstlingen der Hölle zählte.
Jemand stöhnte. Es war Brazza, der sich allmählich von meinem Treffer erholte, seinen Oberkörper in die Senkrechte brachte und die Hand an seinen getroffenen Hals brachte.
Ich schielte ihn an.
Ein böser und haßerfüllter Blick traf mich. So war er anscheinend lange nicht behandelt worden.
»Brazza«, sagte der Mann im Rollstuhl. »Hau ab und laß dich vorerst nicht wieder hier blicken!«
»Aber Ray…«
»Zieh Leine!«
Den Befehl verstand er. Auf allen vieren ging er in Richtung Tür und stemmte sich auf die Beine, nachdem er die Hälfte der Strecke überwunden hatte.
Wie ein Betrunkener torkelte er vorwärts, stützte sich auf die Klinke, öffnete und war draußen. Hart fiel die Tür wieder hinter ihm ins Schloß.
»Ja, das war Brazza«, sagte Keene. »Ich überlege mir wirklich, ob ich ihn nicht entlasse.«
»Kommen wir auf die Uhr zurück«, erklärte ich, da ich noch auf eine Antwort wartete.
»Sicher, Mister.«
»John Sinclair.«
»Toller Name.«
»Was ist mit der Uhr?«
»Die Szene wird gleich gedreht. Wollen Sie zuschauen, Mr. Sinclair? Ich habe nichts dagegen. Dann können Sie endlich einmal die Kräfte der Hölle erleben.« Er lachte und schlug sich auf beide Schenkel. Dann sprang er aus dem Rollstuhl und breitete die Arme aus. »Wissen Sie, Sinclair, ich bin nämlich derjenige, der die Gewalt über die Uhr hat.« Er drehte sich wieder um. »Im Film, meine ich. Ich spiele einen

Gelähmten, der Satans Knochenuhr zum Geschenk bekommt und damit Leute killt. Ein toller Streifen wird das.«

»Ich könnte mir etwas Besseres vorstellen«, erwiderte ich.

»Sie sind auch nicht im Filmgeschäft, Sinclair. Hier muß man mit allen Tricks kämpfen. Hätte mich der Teufel nicht unterstützt, da bin ich ganz ehrlich, wäre ich längst nicht so weit gekommen. Der Horror trägt Früchte. Auf meinem Konto…«

Vielleicht mußten Filmleute so sein. Ich jedenfalls dachte da anders und kam deshalb auch nicht mit. Bevor ich noch eine weitere Frage stellen konnte, war er schon an mir vorbei zur Tür gegangen und riß sie auf. Ohne Rücksicht auf die Dreharbeiten zu nehmen, schrie er einige Namen in die Studiohalle hinein, und wenig später tauchten vier Helfer auf. Die Männer trugen rote Overalls mit dem Aufdruck CIVI auf der Brust.

»Schafft die Knochenuhr zum Drehort!« befahl der Boß.

Ich hätte sie mir gern näher angeschaut, doch die Männer waren zu schnell. Zudem stand die Uhr auf einem fahrbaren Untersatz, so konnte ich nur zusehen, wie sie weggeschafft wurde.

Aus welchem Material das schmutzigrote Zifferblatt bestand, wußte ich nicht. Die Männer schoben die Uhr von mir weg und durch eine andere, wesentlich größere Tür zum Drehort.

Auch wir gingen ins Studio. Keene hatte mir seine Hand auf die Schulter gelegt. »Na, wie gefällt es Ihnen bei uns?«

»Etwas ungewöhnlich für mich.«

»Sie werden bestimmt Spaß an der Szene haben. Sie wirkt unheimlich echt.« Er schaute mich an, seine Augen verdrehten sich dabei. »Vielleicht ist sogar alles echt?« zischelte er.

Er sagte es so scharf, daß es mir kalt den Rücken hinablief und ich hart Luft holte.

»Angst?«

»Etwas komisch ist mir schon.«

Keene lachte.

Ich unterbrach sein Lachen durch eine Frage. »Sagen Sie mal, aus welchem Material bestehen die Zeiger. Aus Kunststoff?«

Er schnappte nach Luft und war regelrecht geschockt. »Kunststoff?« flüsterte er und sagte noch einmal: »Kunststoff?«

»Ja.«

Wie John Travolta in seinem neuesten Film »Staying alive« drehte er sich einmal um seine eigene Achse und tat, als wollte er zusammenbrechen. »Kunststoff, sagt dieser Ignorant. Das ist alles echt. Die Knochen sind echt, Mann!«

»Und wer hat sie geliefert?«

»Das weiß nur der Teufel. Und jetzt kommen Sie. Wir wollen schließlich drehen. Jede Minute Pause kostet mein gutes Geld.«

Da hatte er recht. Geld war eben alles in diesem Geschäft, das sehr leicht aussah und in dem dennoch mit so harten Bandagen gekämpft wurde. Aber auch mit höllischen?

Das war die Frage, denn welcher Filmproduzent und welcher Regisseur verbündete sich schon mit dem Teufel?

Bisher hatte ich äußerlich bei Ray Keene auch nichts bemerkt. Dieser Mann war zwar ein wenig überdreht und rein auf Schau bedacht, aber einen Pakt mit dem Satan konnte man ihm nicht nachweisen…

Noch nicht…

Ich ließ ihn vorgehen. Die Mitglieder des Filmteams wußten genau, wie man den Boß behandeln mußte. Ein Mädchen schwebte mit einem Tablett herbei. Die Kleine war leicht bekleidet. Sie trug rote Shorts und ein Sonnentop als Oberteil. Ihr Lächeln wirkte um eine Idee zu honigsüß, um ehrlich zu sein.

»Bitte, Chef!« säuselte sie.

Keene blieb stehen. Die Zunge huschte über seine Lippen, als er mit Argusaugen auf das schaute, was auf dem Tablett stand. Auch ich wunderte mich.

Milch und Likör. Hätte nur noch der Senf gefehlt, und die Mischung wäre perfekt gewesen.

»Trinken Sie das?« fragte ich.

»Mit Vergnügen.«

Ich schüttelte verwundert den Kopf. Dieser Mann war in der Tat sehr extrem.

Er nahm den Likör, kippte das türkisfarbene Zeug in das Milchglas, rührte mit dem Finger um, setzte das Glas gekonnt an die Lippen und leerte es in einem Zug.

Ich stand da und staunte.

Das Girl wartete, bis er das Glas abgesetzt hatte und verschwand wieder.

»So«, sagte Ray Keene, »nun geht es mir besser. Auf zur Knochenuhr, mein Lieber.«

Wir mußten durch das Atelier, um die Stelle zu erreichen, wo die Knochenuhr hingeschafft worden war. Es war ein Irrweg. Schienen und auf dem Boden liegende Kabel bildeten sperrige Hindernisse, die schnell verschwanden, als wir in die Nähe des aufgebauten Schlosses gerieten. Es war wirklich ein düsterer Tempel. Mit pechschwarzer Farbe angemalt, und nur zwischen den aufgemalten Steinen schimmerte es hin und wieder dunkelgrün.

Es sollten wohl Moosstreifen sein, die den Außenmauern einen natürlichen Anstrich gaben. Ein paar Scheinwerfer waren so eingestellt, daß ihr von der Decke fallendes Licht gebündelt auf gewisse Stellen fiel, so daß wir das große Eingangsportal erkennen konnten. Wenn man nicht direkt davorstand, hätte man es tatsächlich

für echt halten können. Alles war auf alt getrimmt, und auch die Atmosphäre des Schlosses nahm mich gefangen.

Ich hatte das Gefühl, ein leichtes Zittern auf der Brust zu spüren. Meldete sich etwa das Kreuz?

Möglich, genau wußte ich das allerdings nicht. Wollte es auch nicht näher nachforschen, registrierte diese Warnung allerdings sehr genau. Jemand öffnete uns die Tür.

Dahinter lauerte die Finsternis. Rabenschwarz, kein. Lichtstreifen, aber die Tür war kaum aufgeschwungen, als in der Finsternis das Licht wie im Kino allmählich heller wurde.

Langsam schälten sich die Umrisse der Uhr hervor.

Zum zweitenmal sah ich sie und war ebenso beeindruckt oder unangenehm berührt wie beim erstenmal Diese Knochenuhr war in der Tat gefährlich. Sie strömte etwas aus, das ich nicht fassen konnte, eine Gefahr…

Mein Blick wurde von dem größeren Zeiger magisch angezogen.

Denn an ihm war ein Mann festgebunden, der sich nicht rühren konnte. Ich schaute in sein Gesicht.

Es war leicht verzerrt. Die Augen geweitet, der Mund stand offen, und ich hatte das Gefühl, als würde mir ein stummer, verzweifelter Schrei nach Hilfe entgegenwehen…

***

Ich erschrak, als hinter mir die Tür zufiel. Ray Keene hatte sie geschlossen und kam langsam näher.

Irgendwo aus dem Dunkel erschien ein heller Ball, der einen breiten Streifen besaß und den Weg des Regisseurs verfolgte.

Auch mich erreichte er, so standen wir im Licht, wurden aber nicht geblendet.

»Das ist die Uhr!« flüsterte Keene.

»Ich sehe sie.«

»Sonst sagen Sie nichts?«

»Sie meinen den Mann?«

»Natürlich.« Er lachte leise. »Ist doch mal etwas ganz Besonderes oder nicht.«

»Klar. Aber gehört dies nicht zur Szene?«

»Das will ich meinen. Schauen Sie sich sein Gesicht an. Spüren Sie nicht die Angst, die er empfindet?«

»Die kann ich nicht spüren«, erwiderte ich bewußt spitzfindig und gelassen.

Ray Keene schüttelte den Kopf. »Machen Sie doch keinen Wirbel, Sinclair. So meine ich das nicht. Das hier ist etwas völlig anderes als Film. Es ist echt und böse, als hätte der Teufel das Drehbuch geschrieben.«

»Das hat er aber nicht - oder?«
»Wer weiß, Sinclair, wer weiß es schon.« Der Mann räusperte sich und schabte über seine Wangen.
Er reckte sich, trat einen Schritt vor und sprach den am Zeiger gefesselten Schauspieler an. »Wie fühlst du dich, Pernell?«
»Schlecht.«
»Ehrlich?«
»Ja.«
Keene lachte. »Das ist gut. Je schlechter du dich fühlst, um so besser wird die Szene.« Er wandte sich mit einer scharfen Bewegung zu mir hin um. »So ist es doch, Mr. Sinclair?«
»Kann ich nicht beurteilen«, erwiderte ich. »Leider bin ich nicht vom Film. Nur meine ich, daß Film auch Film bleiben muß. Die Schauspieler sollten keine echten Gefühle bekommen.«
Keene winkte herrisch ab. »Sehen Sie das doch nicht so eng.« Er hob die Arme und ballte die Hände. »Ein Schauspieler muß mitgehen. Er muß dem Zuschauer klarmachen, daß er das Grauen selbst empfindet. Erst dann kommt es ›rüber‹. Aber sie werden es selbst erleben. Warten Sie es ab, Mister. Nur noch wenige Augenblicke.« Er hüstelte trocken, drehte sich wieder und rief in die Dunkelheit hinein. »Szene Satansuhr fertig?«
»Yes, Chef!«
»Kamera ab!«
Es fiel keine Klappe, es wiederholte auch niemand den Befehl, dafür hörte ich ein leises Summen über mir. Irgendwo versteckt standen die Kameras.
Ein Lichtstrahl durchwanderte die Düsternis und legte einen hellen Schein nicht nur über die ungewöhnliche Uhr.
Er tauchte die Knochen und das Zifferblatt in ein sehr weiches Licht. Längst traten die Umrisse nicht mehr so hart und konturenscharf hervor. Aber gerade diese sanfte Weichheit ließ das Bild so unheimlich erscheinen, und aus dem Dunkel über der Uhr erschien ein an einem Band hängendes Mikro!
Ray Keene legte einen Finger auf die Lippen und bedeutete mir, still zu sein. Er ging einen halben Schritt zur Seite, wischte sich mit einem Tuch über die Stirn und fuhr mit der Zungenspitze über die Lippen. Beides Zeichen innerer Erregtheit.
Die Uhr lief.
Es war eine Minute vor Mitternacht.
»Um Mitternacht holt ihn der Teufel!« hauchte mir Ray Keene kaum hörbar ins Ohr. »Geben sie genau acht, Mr. Sinclair. Eine Minute wird Pernell noch leben, und er empfindet dabei alle Qualen, die ein Mensch nur erleben kann, wenn sein bisheriges Leben noch einmal vor seinen Augen abläuft und er weiß, daß er sterben muß.«

Ich schaute den Regisseur scharf an. »Finden Sie das gut?« fragte ich ihn.

»Klar.« Er rieb sich die Hände. »Nicht umsonst habe ich einen so großen Erfolg. Satan gibt mir Schützenhilfe, das merke ich immer mehr. Meine Filme sind so echt, da muß man einfach hingerissen sein.«

Leider mußte ich ihm recht geben. Ich brauchte nur an die Verbrennung der Hexe zu denken. Diese Szene war wegen ihrer Echtheit verdammt grausam gewesen.

Hier sollte ich sie life miterleben.

Ein Stöhnen unterbrach meine Gedanken. Pernell hatte es ausgestoßen. Der große Zeiger war um fünf Sekunden weitergewandert, und der Gefangene mußte eine erste Qual empfinden.

Echt oder geschauspielert?

Das wußte ich eben nicht. Ich hatte schon Darsteller erlebt, die so brillant waren, daß man ihnen jede Rolle abnahm. Auch hier konnte es so sein, dennoch blieb ein leicht unangenehmes Gefühl zurück, das sich vor allen Dingen in meinem Magen allmählich ausbreitete.

»Mutter!«

Dieser plötzliche Schrei ließ mich zusammenfahren, und mir rieselte es kalt den Rücken hinab. Unwillkürlich hob ich meinen Blick, schaute den Gefangenen an und erlebte seine Qualen mit.

Das Gesicht war zur Grimasse geworden. Gleichzeitig leuchteten die Augen, er bewegte den Mund und rief wieder nach seiner Mutter.

»Jetzt sieht er sie!« flüsterte Ray Keene. Er glich einem Mann, der Fieber hatte.

»Und?«

»Sehen Sie weiter, Sinclair. Immer weiter. Das wird eine Szene!« hauchte er und rieb sich die Hände.

»Oh Gott, ich kann doch nicht, Mutter. Ich möchte nicht eingesperrt werden. Bitte nicht. Bitte!«

Unendlich qualvoll hörte sich die Stimme an. Danach ein kurzer Schrei. »Schlagen, wieder geschlagen. Nicht schlagen…«

»Muß wohl 'ne miese Jugend gehabt haben!« bemerkte Ray Keene sehr zynisch.

Für diese Antwort hätte ich ihm am liebsten kräftig ins Gesicht geschlagen. Ich beherrschte mich und ballte nur die Hände.

Der Zeiger bewegte sich weiter der sechs entgegen, um die Hälfte zu schaffen.

Und der Gefesselte erlebte andere Stationen seines Lebens. Die Eindrücke waren so stark, daß er sie einfach artikulieren mußte. Freudenschreie drangen aus seinem Mund. »Die Rolle!« schrie er. »Ich habe die erste Rolle bekommen. Ich werde wahnsinnig, verrückt…«

»Bald wirst du die letzte haben!« Die Worte des Regisseurs gingen fast unter.

Dennoch hatte ich sie gehört. Mir war die Szene zuwider. Sollte ich sie stoppen?

»Ich spiele den Film. Ich spiele den Film. Kommt alle zu mir, wir feiern…«

Pernell war wie von Sinnen, als beide Zeiger genau die Hälfte ihrer Wegstrecke zurückgelegt hatten.

»Sehen Sie, wie er sich freut?« Keene stellte mir die Frage und faßte mich an, was unangenehm war, denn ich ging ein wenig zur Seite. »Die Hälfte seines Lebens ist vorbei!« fügte der Regisseur noch hinzu. »Jetzt geht es dem Ende zu. Aber schnell…« Er lachte lautlos, und sein Körper wurde geschüttelt.

Noch befand sich der Mann im Freudentaumel. Er versuchte sich zu bewegen, doch die Fesseln behinderten ihn zu sehr. Sie waren stramm gespannt, da lief nichts mehr.

Dann erschien der Nebel.

Aus der Dunkelheit hinter der Uhr wallten die Wolken heran. Erst waren sie dünn wie feine Schleier. Sie legten sich über das Zifferblatt, so daß die einzelnen Zahlen im Laufe der folgenden Sekunden immer schlechter zu erkennen waren.

Auch der Mann wurde von den Nebelschwaden regelrecht eingepackt. Sie umhüllten ihn wie lange, gierige Finger. Mich erinnerten sie an ein feingesponnenes Leichentuch.

Die Atmosphäre war dichter geworden. Ich spürte deutlich das Böse, das mir entgegenwehte. Es mußte irgendwo gelauert haben und war durch den Nebel freigesetzt worden.

Wieder dachte ich an mein Kreuz und merkte auch dessen Reaktion: Ja, da tat sich etwas. Die Kräfte des Teufels griffen über. Aus der anderen Welt waren sie gekommen, um etwas Schreckliches herbeizuführen.

Der Zeiger hatte inzwischen seine Wanderung fortgesetzt. Zwanzig Minuten vor Mitternacht zeigte die Uhr.

Der Gefesselte befand sich weiter in einem Freudentaumel. Er schien die Stricke nicht zu spüren, denn er lachte laut und kehlig. Dieses Gelächter drang aus seinem Mund. Die Spitze der Zunge lag auf der Unterlippe. Ein glucksendes Geräusch verließ seine Kehle. Weit aufgerissen präsentierten sich seine Augen. Sie starrten mich an, schienen zur gleichen Zeit aber durch mich hindurchzuschauen.

»Bald wird er es spüren!« zischelte Ray Keene.

»Was?« fragte ich.

»Du kannst es sehen, Bulle.«

Dieser Ton gefiel mir überhaupt nicht. Er zeigte allerdings an, wer der Herr im Haus war.

»Lassen Sie ihn runter oder befreien Sie ihn!« fuhr ich den Mann neben mir an.

»Weshalb?«

»Ich will nicht…«

»Wir müssen die Szene zu Ende drehen. Sie haben selbst gesagt, daß alles so lebensecht wirkt. Das ist eben mein Prinzip. Es muß lebensecht sein.« Er lachte wieder lautlos.

In mir kochte es. Dennoch konnte ich nichts machen. Die verdammte Uhr war so einfach nicht zu stoppen. Und mein Nebenmann wußte genau, was er tat.

Der Zeiger lief.

Er war gnadenlos in seiner Präzision, als wäre das Uhrwerk vom Teufel persönlich eingestellt worden.

Dünne Nebelschwaden trieben vor dem Zifferblatt und dem Gefesselten her. Sie waren wie breite Schlieren, die zitterten, wallten, sich bewegten und träge in der Luft hingen. Ein unheimlich anzusehendes Bild, und mein Magen verkrampfte sich dabei.

Plötzlich gellten die Schreie auf.

Es war sieben Sekunden vor Mitternacht.

Und dieser Schrei rüttelte mich auf. Er wirkte wie ein Messerstich. Ich krampfte die Hände zusammen, mein Gesicht verzerrte sich in die Breite, ich drehte mich zu Ray Keene um und verlangte mit harter Stimme, den Gefesselten von der Uhr zu lösen.

»Nein!«

Die Antwort war klar und eindeutig.

Ich wollte es aber und zog meine Beretta. Die Mündung setzte ich an den Kopf des Regisseurs. »Es tut mir leid«, sagte ich dabei. »Lösen Sie den Mann ab.«

Keene gab keine Antwort. Nur ein schmales Lächeln umspiegelte seine Lippen.

Fünf Sekunden vor zwölf.

»Nicht sterben. Nicht sterben!« Die Schreie des, Mannes waren schlimm. »Die Hölle ist da! Ich sehe sie. Der Teufel lauert. Die Fratze… er grinst.«

Drei Sekunden noch.

Erschießen konnte ich Keene nicht. Das wußte er auch. Ich war schließlich kein Killer, aber ich wollte etwas tun, nahm die Waffe weg, steckte sie ein und lief auf die Uhr zu.

Hinter mir lachte Keene.

»Eine Sekunde!«

»Der Teufel holt mich!« Weit aufgerissen war der Mund des Mannes. Gellend und qualvoll seine Schreie.

Genau zwölf.

Ich stand vor der Uhr, wollte in die Höhe springen, als die Hölle

reagierte.

Der Schrei verstummte. Dafür passierte etwas anderes. Ein gewaltiger Blitz entstand. Er war so hell, daß er mich blendete und ich zurück mußte und meine Hände vor die Augen riß. Sehen konnte ich nichts mehr, hörte allein das Fauchen, taumelte wieder nach hinten, vernahm ein dröhnendes Lachen und einen furchtbaren Schrei, der allmählich verebbte, als wäre er von der Hölle aufgesaugt worden.

Auch Keene stieß ein Lachen aus, bevor er sagte: »Du kannst wieder hinschauen, Bulle!«

Das tat ich auch.

Langsam sank mein Arm nach unten. Was ich da zu sehen bekam, konnte ich kaum glauben.

Der Mann namens Pernell war verschwunden. Leer präsentierte sich der große Zeiger.

Bis auf eine makabre Kleinigkeit. In einem dünnen Streifen lief ein Blutfaden der Spitze des Zeigers entgegen…

***

Was sollte ich dazu sagen?

Nichts. Ich konnte einfach nicht. Es war mir unmöglich, ein Wort herauszukriegen. Was ich da erlebt hatte, überstieg all mein Vorstellungsvermögen.

Der Schauspieler Pernell war im wahrsten Sinne des Wortes vom Teufel geholt worden.

Das konnte ich nicht begreifen!

Ich schüttelte mich. Mein Hals war trocken. Der Blutstreifen rann langsam nach unten, und der Knochenzeiger bewegte sich wieder zurück, so daß er seine ursprüngliche Stellung einnehmen konnte.

Wenn jetzt jemand daran gebunden wurde, widerfuhr ihm das gleiche Schicksal.

Keene hatte mir berichtet, daß er mit dem Teufel im Bunde steckte. Dies war tatsächlich der Fall.

Der Teufel hielt ihn in den Krallen. Er manipulierte ihn, er war gnadenlos, ich hatte dies mit eigenen Augen gesehen. Einen echten Film hatte Keene drehen wollen. Es war ihm auf verdammt schlimme Weise gelungen.

Mußte ich mir Vorwürfe machen?

Eigentlich nicht, dennoch hätte ich eingreifen müssen. Ich war durch den Hexenstreifen gewarnt worden, aber ich hatte nicht recht daran glauben wollen.

Und das war das Schlimme.

Stille hatte sich ausgebreitet. Das leise Summen der Kamera hörten wir nicht mehr. Und auch das Mikro konnte ich nicht mehr sehen. Man hatte es wieder in die Höhe gezogen.

Bis auf den roten Blutstreifen wies nichts darauf hin, daß an dem Zeiger ein Mensch angebunden gewesen und von der Hölle geholt worden war. Die dünnen Nebelschleier wehten noch immer vor dem Zifferblatt. Sie kamen mir vor wie wischende Arme, die alles reinwaschen wollten.

Ich drehte mich um.

Langsam tat ich es. Mit abgezirkelten, leicht eckig wirkenden Bewegungen, wobei mein Gesicht zu einer starren Maske geworden war, in der nur die Augen lebten.

Das Licht des Scheinwerfers hielt uns auch weiterhin fest. Deshalb gelang es mir, auch das Gesicht meines Gegenübers genau zu erkennen. Wie nicht anders zu erwarten. Die Züge drückten das aus, was er fühlte.

Triumph!

Unverhohlener Triumph!

Mir war inzwischen klar geworden, daß er nicht bluffte. Dieser Mann stand tatsächlich mit dem Satan im Bunde.

Er schaute in mein Gesicht, las darin das harte Versprechen, und sein Lächeln zerbrach. Intervallweise verschwand der Triumph, nur die Augen glühten in einem düsteren Feuer. »Weißt du nun, Bulle«, hauchte er, »weshalb meine Filme so erfolgreich sind?«

»Ich kann es mir vorstellen.«

»Sie sind echt, mein Lieber, echt. Auf grausame, herrliche Art und Weise echt. Ich bin der einzige in der Branche, der so etwas drehen kann. Und ich werde es immer wieder unter Beweis stellen. Satans Knochenuhr ist eine fantastische Erfindung, wie sie nur der Teufel schaffen kann. Ich liebe sie, denn sie gehört mir. Asmodis hat mir diese Uhr geschenkt. Eine wunderbare Tat, denn er weiß genau, wie treu ich ihm ergeben bin. Hoch lebe die Hölle.«

»Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich weitere Morde zulasse, Mr. Keene.«

Er breitete die Arme aus. »Wie wollen Sie das verhindern?«

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein.«

Sein Lachen gellte mir entgegen. »Ihre Sorge oder deine Sorge, Bulle? Schön, ich habe nichts dagegen, so macht es mir mehr Spaß. Diese Szene ist abgedreht, eine nächste wird folgen, Polizist, und ich habe schon jemand der die Hauptrolle darin spielt.«

Mir kam ein Verdacht. Da ich ihn nicht aussprach und der andere darauf wartete, übernahm er selbst die Antwort. »Der Hauptakteur in dem folgenden Streifen bist du, Sinclair!« Er spie mir die Worte förmlich entgegen. »Du allein, Bulle. Der Film wird sich um dich und um deinen Tod drehen, das verspreche ich dir. Alles ist vorbereitet. Oder nimmst du im Ernst an, daß ich dich nicht habe kommen sehen? Ich wußte genau, wer du warst, ließ mir nur nichts anmerken. Ist das

nicht herrlich, Sinclair? Fantastisch sogar.« Er schüttelte sich vor Lachen, und mir wurde allmählich mulmig zumute.

»Hast du alles begriffen?«

»Natürlich. Sie haben es laut und deutlich genug, gesagt. Ich soll an die Uhr gebunden werden.«

Er nickte. »Ja, Bulle, an die Uhr mit dir! Satan wird seinen Spaß daran haben. Und ich schaue zu, wie der Zeiger Sekunde für Sekunde vorrückt und deine Qualen beginnen. In der letzten halben Minute deines Lebens bekommst du es zu spüren, was es heißt, dem Grauen zu begegnen. Wenn der Tod näher und näher rückt, sich zuerst in seinen Schatten und Randerscheinungen offenbart und dann mit einer gnadenlosen Präzision zuschlägt. Du wirst brutal vernichtet, Sinclair, das kann ich dir schwören.«

»Dazu gehören zwei!« erklärte ich und griff zur Waffe. Meine Finger hatten den Griff noch nicht berührt, als ich über mir ein Geräusch vernahm. Ich konnte es nicht einordnen, doch etwas Gutes hatte es sicherlich nicht zu bedeuten.

Blitzschnell sprang ich zur Seite.

Das war mein Glück.

Aus der Finsternis segelte etwas nach unten und hätte mich voll getroffen, wenn ich stehengeblieben wäre. So aber traf es nur meine Schulter, rutschte ab und klatschte zu Boden.

Ich erkannte ein Netz!

Wie einen Fisch hatte man mich einfangen wollen. Nur meine schnelle Reaktion hatte mich gerettet.

Dies alles paßte Keene nicht in den Plan, aber er hatte so etwas schon einkalkuliert. Blitzschnell sprang er zurück, brüllte einen Befehl, der sofort befolgt wurde.

Das Licht verlöschte.

Dunkelheit fiel über mich.

In der Schwärze hörte ich abermals die Stimme meines Feindes. »Jetzt könnt ihr ihn jagen, Freunde…«

***

Asmodis genoß es.

Er schaute zu, wie sich der große Zeiger der Uhr immer weiter der zwölf entgegenbewegte, und er vergaß auch nicht, hin und wieder einen Blick auf Sheila Conolly zu werfen, in deren Gesicht das Entsetzen wie festgenagelt stand.

Obwohl sie Welten von der Uhr trennten, bekam sie alles mit. Sie vernahm das Stöhnen, hörte die Schreie und erlebte die schlimme Todesangst des Mannes.

»Rette ihn!« flehte sie den Satan an.

»Nein!« erwiderte der Teufel kalt. »Ich habe beschlossen, daß er

stirbt, und dabei bleibt es auch.«

»Aber du kannst doch nicht…«

»Ich kann alles!«

Nach dieser Antwort wußte Sheila Conolly, daß sie den Satan nicht von seinen Plänen abhalten konnte. Was sein teuflisches Gehirn einmal beschlossen hatte, führte er auch durch.

Eiskalt!

Und die Uhr lief weiter.

Sheila hätte gern etwas unternommen. Sie war zwar nicht gefesselt, denn noch gelang es ihr nicht, sich zu bewegen. Magische Klammern hielten sie fest. Asmodis hatte ihr seine Macht bewiesen. Er war der Herrscher der Hölle, das wußte Sheila Conolly genau und bekam es immer wieder bestätigt.

Nur die Uhr sah sie.

Bis jetzt.

Aber der Teufel wollte ihr mehr zu sehen geben. Wie auf der Filmleinwand vergrößerte sich der Ausschnitt allmählich, so daß er nicht nur das Zifferblatt der Uhr zeigte, sondern mehr von dem Raum, in dem sie ihren Platz gefunden hatte.

Und auch Personen.

Sheila sah zwei Männer. Einen kannte sie nicht. Er trug einen hellroten Anzug, wirkte affektiert und gleichzeitig gespannt, weil er von dem Geschehen in Bann gezogen wurde.

Sheila sah auch den zweiten.

Und den kannte sie gut.

Oft genug war sie mit John Sinclair zusammengewesen und hatte auch in klaren Momenten, wenn sie nicht unter der Kontrolle des Satans stand, seine Bemühungen erlebt, sie zu retten..

Jetzt schaute John zu.

Weshalb?

Sheila konnte es nicht fassen. Aber die Frage, die sie beschäftigte, zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab.

»Willst du etwas sagen?« höhnte Asmodis.

»Warum tut er nichts? Er soll eingreifen!«

Das häßliche Gesicht des Satans verzog sich zu einem Lachen. Die Augen sprühten. »Warum er nicht eingreift? Ganz einfach. Sinclair ist nicht allwissend, daran solltest du denken. Er weiß überhaupt nicht, wie das Ende des Menschen aussehen wird. So steht er da, schaut zu und wartet, wie auch du.«

»John…«

Es sollte ein Schrei werden, nur ein Krächzen drang jedoch aus Sheilas Mund. Sie war einfach nicht in der Lage, einen Warnruf zu formulieren. So schaute sie weiter und erlebte auch die schreckliche Todesangst des Gefesselten mit.

Der Mann mußte fürchterliche Visionen haben. Das Grauen hielt ihn wie eine zweite Fessel fest.

Dabei zerrte er an den Stricken, ohne allerdings etwas erreichen zu können.

Gnadenlos war der Diener des Satans. Er hatte alles genau berechnet, und als Sheila sah, daß sich der große Zeiger nur zwei Sekunden vor Mitternacht befand, da hielt sie den Atem an.

Noch eine Sekunde.

Jetzt!

Die Reaktion kam.

Vernichtend, wie es der Hölle würdig war. Ein Blitz schien nicht nur die Knochenuhr zerspalten zu wollen, er fuhr auch direkt auf Sheila Conolly zu. Jedenfalls hatte sie das Gefühl, von ihm geblendet und getroffen zu werden.

Unwillkürlich schloß sie die Augen. Sie konnte und wollte auch nicht mehr hinschauen, bis sie das harte Lachen des Teufels hörte und wieder hochschaute.

Der Zeiger war leer.

Verschwunden der Mann, nur eine schmale Blutspur lief an dem hellen Knochen entlang.

Ein fürchterliches Zeichen dafür, was mit dem Mann geschehen war. Er lebte nicht mehr.

Brutal war der Tod!

Etwas strich - über Sheilas rechte Schulter. Als sie den Kopf drehte, sah sie die Finger des Teufels.

Seine Klaue konnte auch sanft sein, dennoch durchrieselte Sheila ein Schauer.

»Nun?« fragte der Satan.

»Du… du…«

Sein Lachen schnitt ihr das Wort ab. »Ich weiß, was du sagen willst. Du möchtest wissen, wo er sich befindet?«

»Ja!« schrie sie. »Ja!«

Satan trat zurück. Er breitete seine Arme aus, die Augen glänzten, und er schüttelte sich. »Ich habe ihn geholt. Oder die Hölle. Es hat ihn zerrissen. Er wird im Nichts schweben, und sein Geist erlebt all die Qualen, die meine Welt für ihn bereithält. Reicht das als Antwort, Sheila Conolly?«

»Ja, es reicht.« Sheila wollte nicht mehr über das schreckliche Schicksal wissen, schaute wieder nach vorn und dachte darüber nach, daß John Sinclair nichts getan hatte.

Doch sie sollte keine Antwort mehr finden, denn wie ein gewaltiger Mantel legte sich die Dunkelheit über die Szene.

Schwarz war es. Keine Uhr mehr zu sehen, kein Geisterjäger und auch nicht der Mann im Anzug.

»Was soll das?« hauchte Sheila.
»Das werde ich dir gern sagen. Der Film geht weiter. Diesmal mit einem Hauptakteur. Dein Freund John Sinclair wird gejagt und für die Knochenuhr vorbereitet…«

***

Mich wollten sie jagen!
Der erste Versuch mit dem fallenden Netz war gescheitert. Es lag auf der Hand, daß sie nun zu anderen Tricks greifen würden, und ich befand mich in einem Gelände, das ich nicht kannte. Eine feindliche Umwelt. Jäger, vom Teufel beeinflußt, Personen, die meinen Tod wollten. Ich wußte nicht, wie viele es waren, die mich jagten, doch wenn sich das Filmteam auf ihren Chef berief, dann würden diese Mitglieder ebenfalls der Hölle und damit dem Teufel dienen.
Keine gute Ausgangsposition für mich, und ich vernahm auch Keenes leises Lachen.
In der Dunkelheit war es aufgeklungen. Sein Schall pflanzte sich fort. Ich empfand ihn als ein böses Omen, und mir war klar, daß ich erst einmal weg mußte.
Dabei dachte ich auch an das fallende Netz. Einmal hatte ich ihm entgehen können. Wenn ein zweites und drittes aus der Dunkelheit nach unten fiel, hatte ich sicher nicht so ein Glück, deshalb mußte ich auf alle möglichen Überraschungen gefaßt sein.
Die Innenflächen meiner Hände waren feucht geworden, ein Zeichen der nervlichen Spannung, die auf mir lastete. Ich war natürlich nicht stehengeblieben, sondern bewegte mich weiter in die Dunkelheit hinein, wobei ich versuchte, so wenig Geräusche wie möglich zu machen. Auf die Knochenuhr war ich zugegangen. Den linken Arm hielt ich dabei ausgestreckt. Wenn es eben möglich war, wollte ich die Uhr zerstören, aber dort, wo sie eigentlich stehen mußte, befand sie sich nicht mehr.
Meine tastende Hand griff ins Leere.
Hatte ich mich vertan, oder gab es die Uhr tatsächlich nicht mehr? Es war alles möglich. Meine Gedanken wurden unterbrochen, weil ich Schritte hörte.
Sie hallten, und ich konnte nicht genau feststellen, aus welcher Richtung sie kamen. Möglicherweise waren es mehrere Personen, die sich mir näherten. Man wollte schließlich sichergehen, wenn man mich vernichtete.
Um ein so kleines Ziel wie möglich zu bieten, hockte ich mich hin und wartete lauernd ab.
Kam er? Kam er nicht?
Die Schritte verstummten.
Dafür hörte ich mein eigenes Herz schlagen. Die Schläge spürte ich

im Kopf, sie dröhnten unter der Schädeldecke. Ein Beweis für die Nervosität, die mich umfangen hielt.

Jetzt hörte ich sie wieder.

Mit der rechten Hand holte ich meine Beretta hervor. Ich hatte mittlerweile feststellen können, daß die Schritte vor mir aufgeklungen waren. Also kannte ich die Richtung und stellte mich darauf ein.

Noch war es dunkel. Ich kam mir vor, als hätte mir jemand einen Sack über den Kopf gestülpt, durch dessen Ritzen kein einziger Lichtstreifen fiel.

Die Schritte verstummten.

Ein anderes Geräusch drang an meine Ohren.

Schleifend hörte es sich an, und es war noch nicht verstummt, als ich urplötzlich vom grellen Lichtkegel eines Scheinwerfers voll getroffen wurde.

Geblendet stand ich im Zentrum.

Sofort drehte ich mich zur Seite, geriet aus dem Umkreis und stellte fest, daß der Lichtschein mich nicht nur allein getroffen hatte. Auch ein anderes Wesen vor mir.

Ein Monster!

Ich war so erschreckt, daß mein Herzschlag stockte. Dieses Wesen sah schaurig aus. Grün, schuppig, größer als ich. Mit gorillaähnlichen Armen und einem breiten Schädel auf den halslosen Schultern. Zwei rote Augen glühten dort. Eine Nase sah ich nicht, aber ein Maul, aus dem ein seltsam knarrendes Geräusch drang.

Und die Augen blieben nicht ruhig. In den Höhlen flackerte es. Licht ging an und aus. Mal glühte es, dann war es wieder verschwunden.

Das alles sollte mich nicht kümmern, war zweitrangig. Für mich zählte die Waffe, die das Monster mit beiden Fäusten gepackt hielt. Es war eine gewaltige Axt.

Das Untier hatte sie hoch über den Kopf geschwungen, die Schneide zeigte auf mich, und mir war klar, daß die Axt im nächsten Augenblick herabfahren und mir den Schädel spalten sollte…

***

Es war ein Blitzen, das mich warnte. In der ersten Bewegung wurde die blanke Schneide so von dem hellen Licht getroffen, daß ich es genau wahrnehmen konnte.

Und zur Seite hechtete.

Das Pfeifen hörte ich noch, als die Axt wuchtig nach vorn gedroschen wurde. Sie hätte mich getroffen und zumindest schwer verletzt. So hackte sie nur neben mir in den Boden, und ich vernahm ein seltsam klatschendes, satt klingendes Geräusch.

Der Stiel des Beils war so lang wie ein Arm. Nach vorn gebeugt, stand das Monstrum auf der Stelle, und es machte Anstalten, die Waffe

wieder aus dem Boden zu ziehen.
Dagegen hatte ich etwas.
Schießen wollte ich nicht, sondern zusehen, daß ich an die Waffe herankam.
Ich sprang das Monstrum an. Mit der Schulter stieß ich gegen seine Hüfte, es kippte zur Seite, und ich wunderte mich, wie leicht es war.
Mit dem nächsten Griff hielt ich die Axt in meinen Händen, schwang sie über den Kopf und drosch zu.
Das Monstrum blieb zwar nicht stehen, es kam aber längst nicht so gut weg wie ich.
Die Axt traf voll.
Knirschen und Klatschen, danach ein blechern klingendes Geräusch. Ein breiter Spalt war entstanden, ein Schnitt, der in der Mitte des Schädels begann und erst in Höhe des Bauchnabels aufhörte. Kein Blut quoll aus dieser schrecklichen Wunde. Weder schwarzes noch rotes, nein, etwas völlig anderes.
Elektrische Teile.
Kabelstücke, die Hälfte eines elektronischen Schubkastens mit Widerständen und Spulen erfüllt.
Ich wußte Bescheid.
Dieses Monstrum dort war kein Wesen aus der Hölle, sondern ein von Menschen geschaffenes Filmmonster, das nur gefährlich aussah.
In den nächsten Sekunden mußte ich meine Wut und Hilflosigkeit abreagieren.
Mit aller Wucht drosch ich zu. Die Axt schwang ich wie ein Holzfäller und hämmerte immer wieder in dieses künstliche Ding hinein.
Volltreffer auf Volltreffer landete ich.
Das Wesen wurde zerstückelt.
Nach dem fünften Schlag sprang ich zurück, während ich das lange Beil behielt.
Ein wenig besser ging es mir schon, als ich aus der Dunkelheit auf die Reste starrte. Mit dem Handrücken wischte ich den Schweiß von der Stirn.
Die letzten Sekunden waren aufregend gewesen, und ich spürte, daß sich über mich eine große Klammer gelegt hatte, die sich allmählich schloß.
Mit schnellen, huschenden Schritten tauchte ich in die Dunkelheit und wartete ab. Das Monster war die erste Überraschung gewesen, wobei ich mich fragte, was meine Gegner noch alles für mich auf Lager hatten. Wen würden sie schicken?
Ich spürte die Gänsehaut auf meinem Körper. Die Angst war groß. Sie steckte tief, aus dem Dunkel konnte jeden Augenblick ein Feind erscheinen. Der kam nicht, dafür hörte ich ein Lachen.

Hämisch klang es. Es kam mir bekannt vor, und schon hörte ich Keenes Stimme.

»Diesmal bist du entwischt, Geisterjäger, aber es war gut. Die Szene ist im Kasten. Bis zur nächsten.«

Nach diesem Wort sackte auch der Lichtstrahl zusammen. Es wurde stockfinster.

Das hatten wir schon mal. Jetzt überlegte ich, wo ich mich hinwenden sollte. Die Knochenuhr war auf eine für mich nicht erklärbare Art verschwunden.

Trotzdem, die Halle war groß. In ihr konnten noch zahlreiche Fallen lauern. Schon zuvor hatte ich nicht sehen können, was sich hinter der Knochenuhr befand. Auch jetzt schaute ich in die rabenschwarze Dunkelheit hinein, sah und hörte leider nichts.

Man verhielt sich still.

In dieser Halle wurden mehrere Filme gedreht. Von den anderen Schauplätzen war ebenfalls nichts zu vernehmen. Mir kam es vor, als hätte man nur auf mich gelauert.

Ich selbst wagte nicht, meine kleine Lampe einzuschalten. Der Lichtstrahl hätte mich verraten, so blieb ich erst einmal in Deckung der Dunkelheit und wartete ab.

Der Tod besaß viele Varianten. Und die Hölle, wobei ich Asmodis meinte, beherrschte sie allemal.

Ich war sehr wohl darauf gefaßt, daß man mir auch echte Monstren entgegenschickte.

Dann sah es böse aus.

Bleiben wollte ich an dieser Stelle nicht. Irgendwo mußte es Ausgänge geben, die wollte ich erreichen, auch wenn ich damit rechnen mußte, daß sie bewacht waren.

Leider hatte ich bei meinem ersten Eintritt nicht viel gesehen, so daß es mir jetzt schwerfiel, die Orientierung zu finden. Zunächst wandte ich mich nach rechts. Den Stiel der Axt hielt ich fest umklammert. Beide Fäuste hatte ich darum gelegt.

Auf möglichst leisen Sohlen schlich ich weiter. Da die schräg gehaltene Axt wie eine gewaltige Nase vorsprang, würde sie zuerst gegen irgendwelche Hindernisse stoßen.

Noch war da nichts, sie tastete ins Leere. Als ich sie nach rechts und links bewegte, spürte ich auch keinen Widerstand.

Alles blieb beim Alten.

Ich mußte wahrscheinlich längst die Stelle erreicht haben, die hinter der Uhr lag. Das Schloß war nur Fassade gewesen. In diesen Augenblicken wurde mir dies überdeutlich klar, denn so weit ich auch ging, ich tastete nur ins Leere.

Mit der rechten Fußspitze stieß ich gegen einen Widerstand, drückte weiter und hörte etwas über den Boden schleifen. Leider konnte ich

nicht sehen, was es war, und wenige Schritte später stolperte ich.

Diesmal konnte ich den Gegenstand nicht zur Seite schieben. Ich wollte auch wissen, was es war, bückte mich, fühlte nach und ertastete ein Schienenpaar.

Während ich wieder hochkam, vernahm ich vor mir das leise Summen. Es war schwer, das Geräusch zu identifizieren, aber dort, wo es aufgeklungen war, lichtete sich die Dunkelheit.

Einen grauen Schimmer sah ich und so abgegrenzt, als würde er durch eine große Tür oder durch ein Tor fallen.

So mußte es sein.

Da hatte sich vor mir ein Ausgang geöffnet.

Am liebsten wäre ich auf ihn zugelaufen, doch ich dachte erstens nach und zweitens weiter.

Niemand verschaffte einem Gefangenen freiwillig den Wäg zur Flucht. Dann wäre er irre gewesen, und daran glaubte ich nun nicht.

Das Ganze war ein Trick - eine Falle!

Nicht mit mir.

Es war ein wenig heller geworden. Daher gelang es mir, den Weg des Schienenpaars genau zu verfolgen.

Der Strang führte direkt auf die Öffnung zu und verschwand dahinter im seltsamen Grau der Dunkelheit.

Ich ballte die Hände.

Sollte ich es trotz allem versuchen?

Da vernahm ich das nächste Geräusch. Es war ein stumpf klingendes Rollen. Da ich mit meinen Fußspitzen die Schiene berührte, übertrug sich das Vibrieren des Metalls auf mich.

Und schon sah ich den Wagen!

Ich kannte ihn. Mit ihm war ich zu dieser Halle gefahren. Jetzt kam er wieder, wurde beschleunigt und immer größer.

Er war besetzt. Eine Person konnte ich sehr deutlich erkennen. Es war die, die vorn saß. Das lange Haar flatterte im Wind. Man schickte mir also eine Frau.

Und hinter ihr saß ebenfalls ein weibliches Wesen.

Was wollten sie?

Sehr schnell waren sie. Der Wagen katapultierte sie förmlich herbei. Ich trat sicherheitshalber einen Schritt zur Seite und wartete ab. Wie es momentan aussah, deutete nichts darauf hin, daß die beiden weiblichen Personen bewaffnet waren. Sie bildeten für mich demnach keine akute Gefahr. So etwas konnte sich rasch ändern.

Der Wagen rauschte heran und wurde gebremst.

Dann stand er.

Ich kam mir ein wenig lächerlich vor, da ich noch das Henkersbeil in den Händen hielt, aber, man konnte nie wissen.

Die Frauen stiegen aus. Sie waren noch jung, trugen beide die

Kleidung der Filmfirma und den Namenaufdruck CIVI. Die Haare waren gleich geschnitten und unterschieden sich nur in der Farbe.

Die vorn sitzende war dunkel, die dahinter blond.

Sie lächelten mich an. In diesem unnatürlichen Graulicht wirkten sie seltsam fremd. Daß sie eine Botschaft für mich hatten, lag auf der Hand. Fragte sich nur, welche.

Ich wartete so lange ab, bis die beiden von selbst erklärten, was sie von mir wollten. Sie sagten kein Wort. Nur die Blonde griff unter ihren Overall und holte ein zusammengefaltetes Stück Papier hervor, das wie ein Poster aussah.

Und das war es auch, wie ich schon sehr bald feststellen konnte. Die Botin begann damit, es langsam und irgendwie genüßlich auseinanderzufalten.

Das Knistern des Papiers unterbrach die Stille. Dieses Gespräch schuf auch gleichzeitig Spannung und ging mir unter die Haut. Kein Wort wurde gesprochen. Ich schaute nach vorn und damit auch auf das Poster, von dem immer mehr zu erkennen war.

Den unteren Teil eines Gesichts konnte ich sehen. Die Züge kamen mir bekannt vor, ich wartete jedoch ab, bis das Poster ganz entfaltet worden war.

Mein Verdacht wurde zur Gewißheit.

Das Poster zeigte ein Gesicht, das ich gut kannte.

Es gehörte Sheila Conolly!

***

Ich starrte nur auf das Gesicht. Die Frau, die es hielt, sah ich nicht, weil sie fast völlig hinter dem großen Poster verschwand. Nur ein paar Finger schauten über den oberen Rand, und die lackierten Nägel wirkten wie vereiste Blutstropfen.

Im ersten Augenblick war mir der Schreck bis in die Haarspitzen gefahren. Ich mußte daran denken, daß Sheila Conolly noch immer nicht aus dem Spiel war und daß sich nach wie vor alles um sie drehte, waren die Umstände auch andere geworden.

Mein Hals wurde trocken. Nur mühsam räusperte ich mich frei und ließ das Gesicht keine Sekunde aus den Augen. Da sich das Papier noch wellte, sah es so aus, als würde sich auch das Gesicht bewegen. Die Züge nahmen immer andere Formen an. Sie wurden dabei noch verzerrter, als sie ohnehin schon waren.

Die Blonde schob sich herbei. Seitlich blieb sie neben ihrer Freundin stehen und starrte mich an.

Ich wich dem Blick nicht aus und fragte nur, während meine Stimme sehr rauh klang: »Woher habt ihr es?«

»Man hat es uns gegeben.«

»Wer?«

»Es soll ein Geschenk für dich sein«, erwiderte die Schwarzhaarige, die das Poster hielt.

Da meine Gegner mir freiwillig nie etwas schenken würden, mußte dieses Präsent eine besondere Bedeutung haben oder von besonderer Bedeutung sein.

Ich nahm es entgegen, auch wenn mich eine innere Stimme davor sehr warnte.

Aus der Nähe schaute ich es mir an. Sheilas Gesicht wirkte menschlich, trotz des Schreckens, der darin abgemalt war. Dies war für mich ein gutes Zeichen, denn es bewies mir, daß Sheila einen gewissen Rest an Menschlichkeit noch nicht verloren hatte.

Wie diese Aufnahme zustande gekommen war, wußte ich natürlich nicht. Sheila hielt den Kopf so, als würde sie irgend etwas sehen, das nur ihr bekannt war.

Ich konnte es nicht erkennen.

»Was soll ich mit dem Bild?« fragte ich die beiden Frauen.

»Wir haben es dir nur gegeben.« Die Dunkelhaarige lächelte seltsam und ging einen Schritt zurück.

Das warnte mich.

Im nächsten Augenblick bekam ich die Bestätigung. Ein Angriff aus dem Unsichtbaren, der mich nicht direkt traf, sondern das Poster, das ich in den Händen hielt.

Aus ihm und mitten aus dem Gesicht schlug eine feurige Lohe. Ich hörte das Fauchen und spürte auf der Haut den Gluthauch des Feuers. Etwas stach gegen meine Augenbrauen, an der Stirn traf es mich ebenfalls, und ich zuckte zurück.

Gleichzeitig ließ ich das Poster los und bewegte noch meine Hände, weil ich es abschütteln wollte.

Das gelang mir auch. Wie eine brennende Fahne trieb das Poster durch die Luft und entwickelte einen beißenden Rauch.

Den Gestank kannte ich. So roch der Höllenschwefel. Er wehte mir entgegen, reizte meine Atemwege, ich mußte husten und ging einige Schritte zurück.

Die beiden Frauen waren zurückgewichen. Sie lachten, als hätten sie einen Schmerz erlebt. Doch nach Scherzen war mir nicht zumute. Dieses Spiel hier konnte man als bitterernst bezeichnen, denn das brennende Poster drehte sich, bekam einen anderen Kurs und schwebte wieder auf mich zu.

Ich tauchte darunter hinweg und sah, daß auch das Bild seine Richtung wiederum gewechselt hatte.

Es wollte mich erwischen und in Flammen setzen.

Das Spiel ging weiter. So lange, bis das Höllenfeuer das Papier aufgefressen hatte.

Nur noch Reste lagen am Boden. Ihr Glimmen wurde allmählich

schwächer, bis es völlig verschwunden war.
Ich atmete auf.
Die Mädchen hatten sich zurückgezogen. Ihre Aufgabe war erfüllt, und ich war gespannt, was mich als nächstes erwarten würde.
Lange brauchte ich nicht zu warten.
Sie waren zu dritt, und sie kamen aus dem Gang. Nur noch wenige Schritte, dann hatten sie das Tor erreicht, durch das auch der Schienenstrang nach draußen führte.
Ich holte tief Luft. Der Fluchtweg nach vorn war mir versperrt, denn ich wäre den dreien genau in die Arme gelaufen.
Einer von ihnen war Brazza!
Die beiden anderen kannte ich nicht. Sie bewegten sich seltsam eckig. Vielleicht waren es künstliche Monstren oder wirklich existierende Höllengeschöpfe.
Wer konnte das sagen?
»Bulle!« schrie Brazza, und seine Stimme hallte. »Ich habe den Auftrag bekommen, dich zu jagen. Der Teufel will dich, und diesen Job führe ich aus. Wir machen dich fertig!«
Das nahm ich ihm ab. Nur mußte sich auch einer fertigmachen lassen. Dazu gehörte ich nicht.
An Brazza und den beiden anderen kam ich nur schlecht vorbei. Wie es sonst noch in der großen Halle aussah, wußte ich nicht. Wenn ich einfach losrannte, konnte es passieren, daß ich sehr schnell feststeckte und in eine Sackgasse geriet.
Was also tun?
Der kleine Wagen stach mir ins Auge. Mit ihm waren die beiden Frauen gekommen.
Auch mir konnte er als Transportmittel nutzen.
Den Plan setzte ich gedankenschnell in die Tat um. Wenn ich auf den Schienen blieb, konnte ich mich nicht verlaufen oder verfahren. Der Wagen würde mich zu einem Ziel bringen.
Wie auf dem Jahrmarkt in einen Auto-Scooter, so mußte ich auch hier einsteigen. Es war ziemlich eng für meine langen Beine, aber das kannte ich schon.
Ein gekrümmter Hebel fiel mir auf.
Ich schob ihn nach rechts.
Ein Ruck ging durch den Wagen. Im nächsten Augenblick bekam ich einen Schub, dann startete das Gefährt.
Hinter mir hörte ich Brazzas Lachen.
Gutes verhieß es nicht…

***

Der kleine Wagen gewann sehr rasch an Geschwindigkeit. Die Beschleunigung drückte mich in den Sitz, und ich startete zunächst

einmal ins Dunkle.

Wo mich der Weg hinführen würde, wußte ich nicht. Zunächst einmal plagten mich andere Sorgen, denn ich suchte nach einer Bremse oder ähnlichem. Ich wollte mich nicht auf den Wagen allein und dessen Fremdsteuerung verlassen, sondern mein Schicksal wenigstens teilweise selbst bestimmen.

Die Finsternis verschluckte mich wie ein gewaltiges Maul. Meine Hände tasteten über das, was ein Armaturenbrett darstellen sollte, und auch mit den Füßen suchte ich nach einer Bremse.

Die gab es tatsächlich. Rechts unten in der Ecke. Ich erreichte sie mit den Fußspitzen. Es war ein Knopf. Wenn ich ihn antippte, wurde der Wagen langsamer.

Ließ ich ihn los, gewann er wieder an Geschwindigkeit. Und mit ihr jagte ich voll in die Kurve.

Ich wurde nach links gedrückt, spürte dicht oberhalb der Hüfte einen harten Widerstand und hatte für einen Moment Angst, aus dem Wagen geschleudert zu werden.

Das geschah nicht. Die Kurve spie uns wieder aus, und auf gerader Strecke führte der Weg weiter.

Ich kam mir vor wie in einer Geisterbahn. Nur rollte ich hier durch ein finsteres Loch, das kein Ende nehmen wollte. Weder Monster, Skelette noch andere Horror-Wesen erschienen rechts und links des Schienenstrangs.

Nur die Dunkelheit lauerte dort.

Ich bohrte meinen Blick in die Finsternis. Ein Lenkrad gab es nicht. Dafür einen Haltegriff, an dem ich mich mit beiden Händen festklammerte.

Wenn der kleine Wagen über Unebenheiten rollte, bekam ich jedesmal einen Stoß mit und wurde durchgeschüttelt.

Und weiter ging es.

Tiefer in das unbekannte Gelände der Filmhalle hinein. Kurven nahm der Wagen. Ich rutschte jedesmal tiefer.

Wieder eine Kurve!

Diesmal rechts.

Ich wartete darauf, wieder hinauskatapultiert zu werden. Das geschah nicht. Der Wagen fuhr in einen Kreisel, der mir nach der zweiten Durchfahrt wie eine Spirale vorkam.

Urplötzlich tanzten auf den Schienen winzige Flämmchen. Sie leuchteten blaugrün, besaßen zudem noch einen roten Schimmer im Innern und tanzten wie kleine Kobolde vor dem Wagen.

Ein Huschen und Zucken war das. Mir kamen die tanzenden Finger wie Höllenfeuer vor.

Der Wagen raste hinein.

Gleichzeitig war er aus dem Kreisel geschleudert worden. Ohne daß

ich es eigentlich wollte, löste sich ein Schrei aus meiner Kehle. Ich erwartete den heißen Atem der Hölle. Verzehrend und grausam, das geschah nicht, dafür fuhr ich hindurch und in eine Schwärze hinein, die plötzlich seltsam kalt wirkte.

Es war schon unheimlich, dies zu spüren. Erst das Feuer, dann diese Schwärze, die zum Greifen nahe war und sich seltsam feucht anfühlte. Ich merkte sie in meinem Gesicht, an den Händen, überall, wo eigentlich freie Körperfläche war, so daß ich das Gefühl hatte, die normale Welt verlassen zu haben.

Konnte das so sein?

Dimensionsreisen hatte ich schon oft genug erlebt und hinter mich gebracht.

Sie waren also nichts Neues mehr. Um fremde Dimensionen erreichen zu können, lief oder fuhr man oft genug durch Tore. Hier hatte ich keines gesehen. Vielleicht deutete die Kälte das Tor an.

Ich machte mich auf einiges gefaßt. Sollte ich tatsächlich in einer anderen Dimension stecken, konnte nur der Teufel seine Hände dabei im Spiel gehabt haben.

Wenn ich an ihn dachte, kam mir auch die Knochenuhr in den Sinn. Eine automatische Folge, denn diese Uhr hatte es in sich. Um sie drehte sich der eigentliche Fall, und ich erinnerte mich daran, wie der Schauspieler geschrieen hatte.

Es war alles so schrecklich echt gewesen. So verflucht hart, wie es nie nachgestellt werden konnte.

Deshalb also hatte dieser Keene mit seinen Filmen einen so großen Erfolg.

Ich raste ins Dunkel.

Dabei hatte ich das Gefühl, immer schneller zu werden. Bergab ging es aber nicht. Andere Kräfte mußten den kleinen Wägen leiten. Meine Fußspitze suchte nach der Bremse, fand sie auch, ich drückte sie nach unten, doch nichts geschah.

Legte ich überhaupt eine Strecke zurück? Falls ich mich in einer fremden Dimension befand, war dies fraglich, denn dort konnten irdische und physikalische Gesetze wie Geschwindigkeit und Zeit völlig aufgehoben werden.

Und dann sah ich sie.

Vor mir schälte sie sich allmählich aus der Dunkelheit. Ihr Hintergrund schimmerte in einem seltsam schmutzigen Rot. Die Zeiger aus Knochen glänzten matt.

Es war Satans Knochenuhr, der ich da entgegenfuhr.

Mein Herz schlug plötzlich schneller, denn nicht nur die Knochenuhr erkannte ich, sondern auch die Personen, die sich vor ihr aufgebaut hatten.

Es waren vier.

Am auffälligsten war Ray Keene. Er stand dort breitbeinig und wippte ein wenig auf den Fußspitzen. Noch immer trug er den roten Anzug, in seinen Händen aber hielt er Stricke.
Neben ihm hatte sich Brazza aufgebaut. Groß, wuchtig und dunkel. Das teuflische Lächeln auf seinem Gesicht wirkte wie eingefroren und versprach mir den Tod.
Eingerahmt wurden die beiden Männer von den Typen, die ich vor meiner Fahrt schon gesehen hatte und die mit Brazza gekommen waren. Jetzt konnte ich sie besser erkennen.
Schaurige Gestalten. Bleich wie Leichen mit, seltsam roten Lippen, als würde an ihnen noch Blut kleben. Möglicherweise hatte ich es bei ihnen mit Vampiren zu tun.
Ein höllisches Quartett erwartete mich, und ich stand allein. Bewaffnet mit dem Kreuz, der Beretta, dem Dolch und auch der langstieligen Axt, denn sie hatte ich nicht losgelassen.
Über allem schwebte die Knochenuhr.
Dieses unheimliche, gefährliche Gebilde, das durch die Kräfte des Satans so grausam reagieren konnte.
Ich schüttelte mich, als ich die Uhr sah, und in meinem Magen breitete sich ein bedrückendes Gefühl aus.
Näher und näher raste der Wagen. Seltsamerweise wurden meine Gegner kaum größer. Ich näherte mich ihnen zwar, schien aber gleichzeitig in der Luft zu schweben.
Ein unheimliches Gefühl…
Brazza bewegte sich als erster. Er hob seinen rechten Arm leicht an und griff unter die Jacke. Aufgeknöpft hatte er sie. Für einen Moment verschwand seine Hand. Als ich sie wieder sah, hielt der dunkel gekleidete Mann einen unheimlich wirkenden Revolver in der Hand. Eine Waffe mit sehr langem Lauf, schon fast als Kanone zu bezeichnen. Er hob den Arm nur allmählich in die Höhe, streckte ihn aus, und die Waffe bildete dabei die Verlängerung seiner Hand.
Ein dunkles Mündungsloch befand sich an ihrem Ende. Ich starrte genau hinein und wußte, daß jeden Augenblick der Tod aus ihm hervorfahren konnte Kalt rieselte es meinen Rücken hinab. Die Bewegung hatte mich paralysiert, ich wollte selbst zur Waffe greifen, schaffte es aber nicht, und da wußte ich, daß mich nicht Brazza gelähmt hatte, sondern die Umgebung daran die Schuld trug.
Vielleicht war es die feuchte Schwärze gewesen, die ich schon als eine Wand spürte, und ich wußte genau, daß der Satan seine Finger ausgestreckt hatte.
Ich fuhr weiter.
Unbeweglich hockte ich in dem Wagen. Rechts und links huschten wie dicke Schlieren die schwarzen Wände vorbei. Manchmal hörte ich auch Geräusche. Schmatzen und Keuchen, als würden in der

unheimlichen Wand, Ghouls lauern.

Bisher hatte ich ihnen entgehen können. Mittlerweile wußte ich aber, daß alles, was sich hier in der Halle drehte, bewegte oder herumstand, eine einzige Falle für mich gewesen war.

Ray Keene war in der Tat ein guter Diener der Hölle.

Obwohl ich mich nicht bewegen konnte, merkte ich dennoch, wie sich der Wagen in eine Kurve legte. Ich wurde nach links gedrückt, spürte ein paar Stöße und merkte, wie die Geschwindigkeit abnahm.

Langsam lief der Wagen aus.

Er stand!

Ich hockte auf dem Sitz. Die Arme angewinkelt, die Hände auf den Schoß gelegt, verfallen in eine Starre, als wäre ich eingefroren worden und damit reif für die Knochenuhr. Übergroß sah ich sie vor mir. Schmutzigrot der Hintergrund, darauf die einzelnen Ziffern, die sich nur undeutlich abhoben.

Im Gegensatz zu den beiden langen, knöchernen Zeigern, wobei der Minutenzeiger den anderen fast noch um die Hälfte seiner Länge überragte.

Die vier blieben stehen. Nur Brazza bewegte seinen Arm, damit er mich immer vor der Mündung hatte. Sein Lächeln war grausam und gemein. Die Augen wirkten wie kalte Steine. Die Typen mit den bleichen Gesichtern stierten mich an.

Beide öffneten ihre Mäuler, und meine erste Annahme bestätigte sich. Es waren Vampire, blutgierige Sauger, die auf mich gewartet hatten, um ihren Durst zu stillen.

Keene löste sich von den anderen, indem er einen Schritt nach vorn trat. Ein impertinentes Grinsen zeichnete sein Gesicht, während er sich bückte und etwas vom Boden aufhob.

Es waren Stricke!

Groß wurden meine Augen. Ich wäre dem Mann am liebsten an die Gurgel gesprungen, doch der Satansdiener wußte genau, daß dies nicht möglich war. Die Stricke nahm er in die linke Hand und schnippte dann mit den Fingern der freien rechten.

Das Zeichen für die beiden Bleichen!

Sie hatten Domestiken-Aufgaben zu erfüllen und hielten sich auch daran.

Schleichend kamen sie mit geöffneten Mäulern vor. Die Spitzen ihrer Hauer schauten als kleine Dolche hervor und schimmerten in einem seltsam bleichen Weiß.

Dann griffen sie zu.

Verdammt noch mal, ich konnte mich nicht wehren. Ich bekam alles mit, konnte nachdenken, aber die beiden zur Seite zu schleudern, das schaffte ich leider nicht.

Innerlich kochte ich.

Kalt waren ihre Hände. Das spürte ich durch den Stoff meiner Jacke. Und ich verfluchte mich selbst, daß ich bisher mein Kreuz nicht offen trug. Es bereitete ihnen überhaupt keine Mühe, mir die Axt aus der Hand zu nehmen.

Sie legten sie zur Seite, zogen mich hoch und schleiften mich aus dem kleinen Wagen.

Brazza kam auch an.

Er streckte seinen rechten Arm noch weiter vor und drückte mir den Mündungsrand der Waffe gegen die Stirn. Den Finger hielt er dabei am Abzug. Eine winzige Bewegung seinerseits, und die Kugel würde meinen Schädel zertrümmern.

»Ich möchte schießen!« flüsterte er mir zu. »Verdammt, ich möchte es. Aber dein Tod ist viel besser. Du wirst ihn erleben können, was bei einer schnellen Kugel ja leider nicht der Fall ist.« Er grinste breit, nahm die Waffe wieder zurück und hatte dies kaum getan, als mich der rechte Vampir in die Kniekehle trat.

Das gleiche geschah eine halbe Stunde später auf der linken Seite, so daß es mir unmöglich war, mich auf den Beinen zu halten.

Ich fiel.

Bevor ich den Boden berühren konnte, wurde ich von den starken Händen der Blutsauger gehalten, die allerdings die Fallbewegung in etwa mitmachten, mich trotz allem gegen die harte Erde drückten und ihre Gesichter dabei in die Nähe meines Halses brachten.

Sie waren Vampire, und Vampire brauchten Blut, sonst vertrockneten sie buchstäblich.

Ich konnte mich noch immer nicht bewegen. Tatenlos mußte ich mit ansehen, wie ihre Gesichter immer näher kamen, die Mäuler weit aufgerissen wurden und die Zähne fast schon die straffe Haut am Hals berührten.

Gab es denn keine Möglichkeit?

Ich befand mich in der Dimension des Teufels. Hier herrschte und regierte er. Und das Kreuz war genau das Gegenmittel. Es ließ sich aktivieren, und das tat ich.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Die Worte flossen leise über meine Lippen, die Wirkung jedoch war frappierend, und im nächsten Moment bewies ich, daß ich so hilflos nun doch nicht war…

***

Sheila Conolly schaute wieder auf die Knochenuhr.

Die leere Knochenuhr, denn die Hölle hatte das letzte Opfer buchstäblich verschluckt.

Seltsam weiß schimmerten die Zeiger. Manchmal auch düster oder rötlich, doch das alles interessierte die junge Frau nicht. Der Teufel

hatte ihr eine besondere Szene versprochen, und was er damit gemeint hatte, erfuhr Sheila Conolly im nächsten Augenblick, als sie einen kleinen Wagen sah, der durch die Finsternis raste.

In ihm saß John Sinclair!

Sheila atmete schneller, als sie den Geisterjäger sah. John wirkte auf eine seltsame Weise steif und inaktiv. Er sah so aus, als wäre er gelähmt und könnte keinen Finger rühren.

Aus dem Wagen direkt neben John schaute die Schneide einer Axt. Manchmal schimmerte die Schneide, dann verschwand sie wieder in der tintigen Finsternis.

Und John raste weiter.

Er konnte den kleinen Wagen nicht steuern, so mußte er sich auf andere verlassen, und dabei war er verlassen.

Was hatte dieser Satan nur mit ihm angestellt?

Sheila roch den Teufel. Ihn selbst sah sie noch nicht, nur der Geruch von Verbranntem traf ihre Nase, und sie wußte, daß Asmodis kam. Plötzlich erschien sein häßliches Gesicht vor ihr in der Dunkelheit. Der Körper war nicht zu sehen. Er schien aufgesaugt worden zu sein. Sheila erinnerte die Fratze des Teufels an einen dreieckigen Ballon mit häßlichen Augen, deren Ausdruck wechselte, wobei der Triumph, stets blieb.

»Dein Freund Sinclair befindet sich bereits in einer anderen Dimension«, erklärte der Teufel. »Und zwar in meiner eigenen. Ich habe ihn hergeholt. Vier meiner Diener warten auf ihn, um ihn an die Knochenuhr zu fesseln, wo er sein Leben aushauchen kann. Es wird ein ganz besonderer Film. Vielleicht mit dem Titel ›Tod eines Geisterjägers‹. Aber das weiß ich nicht genau. Keene soll es machen.«

»Warum das alles?« schrie Sheila.

Satan lachte. »Es ist klar. Ich muß meine Gegner vernichten. Die Hauptfeinde kommen zuerst an die Reihe. Wenn du siehst, wie deine Familie und deine Freunde der Reihe nach sterben, gibt es für dich keine andere Möglichkeit, als freiwillig in meine Dienste zu treten. Vielleicht kannst du deine Familie auch noch überzeugen, dann werde ich sie nicht vernichten. Aber das wird wohl kaum der Fall sein, Sheila. Conolly. Du mußt erst erleben, wie es ist, wenn man wie Sinclair auf der falschen Seite steht.«

»Hör auf!« flüsterte die Frau. »Hör auf, verdammt! Ich will nichts mehr wissen.«

»Dann schau doch hin!«

Sheila konnte nicht anders. Sie mußte sich die Schrecken ansehen. Es war wie im Zwang.

Sie hatte erlebt, wie die Knochenuhr reagierte. Dieses unheimliche Gebilde, das Menschen auf schlimme Art und Weise beeinflussen konnte. Nie hätte Sheila gedacht, daß es so etwas geben könnte, aber

beim Satan war eben alles möglich.

Sie wunderte sich darüber, daß sich John nicht wehrte, als der Wagen stoppte. Er besaß doch Waffen. Oder war es die Mündung der Pistole, die ihn zurückhielt?

Das konnte es nicht sein, denn die beiden Bleichen zogen den Geisterjäger wie eine steife Puppe aus dem Wagen und schleiften ihn kurzerhand fort.

»Er ist gelähmt!« zischte der Teufel hinter Sheila. »Paralysiert. Er kann sich nicht bewegen!«

Nach diesen Worten war es für einen Moment ruhig. Dann begann Sheila zu rufen. »Ja!« schrie sie. »Gelähmt. So ist es deiner würdig, Asmodis. Wäre John normal, hätte er diese vier lächerlichen Figuren längst vernichtet. Aber du sorgst ja immer dafür, daß deine Gegner keinen Widerstand entgegensetzen…«

»Halt deinen Mund!« sagte der Satan kalt. »Schau lieber zu, wie sie Sinclair fertigmachen!«

Und Sheila sah zu.

Bis sie plötzlich einen Ruf der Überraschung ausstieß. Denn John Sinclair reagierte…

***

Die Lähmung verschwand, als ich die Worte gesprochen hatte. Sie waren von den beiden Vampiren so gut wie nicht registriert worden.

Das hatte ich gewollt.

Sie rechneten noch immer mit meiner Bewegungsunfähigkeit und wunderten sich im nächsten Augenblick.

Mit dem rechten Arm reagierte ich zuerst. Ich winkelte ihn an und stieß dann meine Faust in die Höhe. Das bleiche Gesicht befand sich dicht neben mir, und der Handballen traf genau unter das Kinn des Blutsaugers. Dessen Kopf wurde nach hinten gedrückt, die Zähne klackten aufeinander, er stieß einen Grunzlaut aus und kippte weg.

Danach kümmerte ich mich sofort um den nächsten Blutsauger. Ich packte Kopf und Hals mit einem Scherengriff und schleuderte den Gegner von mir. Genau auf Brazza zu, der nicht mehr ausweichen konnte, so daß der Bleiche gegen ihn prallte.

Brazza fluchte.

Da war ich schon auf den Füßen.

Ich merkte nur ein leichtes Schwindelgefühl. Zum Glück so schwach, daß ich agieren konnte und sofort den Mann mit der Pistole anging.

Von Keene bekam Brazza den Befehl, zu schießen. »Leg ihn um! Leg ihn um, diesen Bastard!«

Brazza wollte auch feuern. Nur hatte sich der Vampir an ihm festgeklammert, so daß der Mann seine Schwierigkeiten bekam, die Waffe in die exakte Richtung zu pendeln.

Als er den Vampir von sich drückte, war ich längst bei ihm. Mein Karateschlag hämmerte auf seine rechte Schulter. Brazza schaute mich verwundert an, schüttelte den Kopf und verzog das Gesicht. Er wollte seinen linken Arm noch als Deckung vor das Gesicht reißen, als ich voll durchkam.

Der Treffer schleuderte ihn zu Boden. Blut rann aus seiner Nase, und ich ging ihn weiter an, wuchtete mich vor, trat auf sein Handgelenk und sorgte dafür, daß sich seine Faust öffnete, so daß ich ihm die Pistole aus den Fingern treten konnte.

Sie rutschte irgendwohin.

Um die Waffe konnte ich mich nicht weiter kümmern, zudem besaß ich die Beretta, die ich aus der Halfter zog.

Genau in dem Augenblick wurde ich angesprungen. Einer der beiden Vampire hing plötzlich in meinem Nacken. Er schlug seine Hände in meine Schultern, ich vernahm sein Knurren dicht an meinem Ohr, und dieses Geräusch warnte mich.

Es wurde höchste Zeit, daß ich gegen den Vampir etwas unternahm.

Zum Glück konnte ich meine Arme bewegen und auch die Waffe ziehen. Ich winkelte den rechten Arm an, hob ihn in die Höhe und drehte ihn gleichzeitig so, daß meine Hand über die Schulter zielen konnte und die Mündung in Richtung Kopf meines Gegners wies.

Ich drückte ab.

Der Knall war Musik in meinem Ohr, obwohl er mir fast das Trommelfell zerrissen hätte. Aber ich hörte den Einschlag, dieses dumpfe Geräusch, dann ein seltsames Schmatzen, dem ein Heulen folgte, als der Druck von Schulter und Rücken verschwand.

Der Vampir taumelte zurück.

Ich sah es in der Drehung. Er hielt sich kaum auf den Beinen, war zusammengesunken, schüttelte sich und pendelte mit dem Oberkörper von einer Seite zur anderen.

Dann brach er zusammen.

Ich hatte den zweiten Vampir aufs Korn genommen. Die Mündung meiner Beretta machte die Bewegung mit, denn im ersten Augenblick sah ich ihn überhaupt nicht.

Dann kam er.

Und mit ihm das lange Henkerbeil..

Er tauchte aus dem Dunkel, sah seinen allmählich verfaulenden Artgenossen und schleuderte mir nicht nur die Waffe, sondern auch einen wahnsinnigen Schrei entgegen.

Wut und Haß paarten sich in ihm. Vor dem Beil mußte ich mich verdammt hüten. Wenn der wie ein Wilder schlug, war alles verloren. Deshalb ging ich zunächst auf Distanz.

Und er drosch zu.

Gefährliche Schläge, die ich nur mühsam auspendeln konnte. Wie ein

Irrwisch tanzte er vor mir.
Nahezu mühelos hielt er das schwere Beil umklammert.
Er bot ein schlechtes Ziel, eben weil er so schnell war. Ich konnte mich hier auf keine lange Auseinandersetzung gefaßt machen, sondern wartete auf einen günstigen Moment, und der kam.
Als ich ihn in einer geduckten Haltung sah, drückte ich ab und erwischte ihn auch.
Es war ein wirklicher, Volltreffer, der meinen Gegner in die Höhe riß. Er schnellte auf die Beine.
Wahrscheinlich hatte er dies schon vorgehabt, denn so rasch kann niemand seinen Vorsatz ändern.
Noch in der gleichen Bewegung wuchtete er seine Arme nach vorn. Es war ein Ablauf, fließend ging er ineinander über, der sterbende Vampir schaffte es in den letzten Sekunden seines seelenlosen Daseins tatsächlich, mich in tödliche Gefahr zu bringen.
Er schleuderte die langstielige Axt!
Ein verdammtes Mordinstrument, das mich getroffen hätte, wäre ich nicht so rasch in die Knie gegangen. Ich fiel praktisch ineinander, die langstielige Axt wirbelte über meinen Kopf hinweg, und der Vampir vor mir brach zusammen.
Er hatte kaum den Boden berührt, als ich den Schrei hörte.
Ein kurzes hohes Aufpeitschen der Stimme, mündete in ein verzweifeltes Röcheln, dem ein dumpfer Aufschlag folgte.
Ich drehte mich.
Die Axt hatte getroffen.
Nicht mich, wie es eigentlich vorgesehen war, nein, Brazza hatte der Waffe nicht mehr ausweichen können.
Er war von ihr auf schreckliche Art und Weise getötet worden.
Auf dem Rücken lag er, während sich allmählich eine rote Lache um seinen Kopf herum ausbreitete.
Dieser Anblick erschreckte mich zutiefst. Er raubte mir buchstäblich den Atem, ich brauchte einige Sekunden, um mich zu fassen, und diese menschliche Schwäche nutzte jemand eiskalt aus.
Es war Ray Keene.
Er trat hinter mich, wobei ich ihn nicht hatte kommen hören, aber ich bekam den Schlag voll mit.
Er hämmerte in meinen Nacken.
Es war ein stechender Schmerz, der durch meinen Kopf schoß. Plötzlich veränderte sich alles. Der Tote schien zu einer rötlichen Gummimasse zu zerfließen, der Untergrund selbst wurde zum schwankenden Morast, ich aber stand noch auf den Beinen. Nur bewegte ich mich in einem so langsamen Tempo, daß ich es kaum nachvollziehen konnte.
Ein seltsames Kichern drang an meine Ohren.

Höhnisch und keifend.

Dann erhielt ich den nächsten Hieb.

Diesmal landete er nicht an meinem Kopf, sondern traf den Nacken. Er schüttelte mich durch. Ein Zittern rann, vom Kopf ausgehend, durch meinen Körper, erreichte die Beine und auch die Füße. Ich konnte mich nicht mehr halten und fiel.

Die wütende Stimme gehörte Keene. »Du Hund, du verfluchter! So kommst du mir nicht weg! Und wenn ich alles allein…«

Es war das letzte Wort, das ich vernahm, dann raste mir der Boden entgegen, und ich wurde vom tiefen Schacht der Bewußtlosigkeit aufgesaugt.

Keene hatte sein Ziel erreicht!

***

Auch Sheila schaute zu.

Sie zitterte, sie fieberte. Sie drückte ihrem Freund John Sinclair die Daumen, und sie geriet dabei in einen Zustand zwischen Hoffnung und Verzweiflung.

Konnte John es schaffen?

Er wurde mit den beiden Vampiren fertig, nachdem er Brazza ausgeschaltet hatte, aber ihre Angst steigerte sich zum blanken Entsetzen, als sie sah, daß hinter Johns Rücken Brazza wieder hochkam.

Auch der eine Vampir hatte noch nicht aufgegeben, sondern schnappte sich die Axt.

Er stand vor dem Geisterjäger, tänzelte hin und her, so daß er Sinclair nicht zum Schuß kommen ließ.

»John!« Sie flüsterte das Wort. »John…«

»Er schafft es nicht!« hauchte der Teufel, der plötzlich wieder in Sheilas Nähe stand.

»Doch! Er…« Sheila blieben die weiteren Worte im Hals stecken, denn der Vampir vor dem Geisterjäger schleuderte die Axt. Sheila wollte schreien, es war ihr unmöglich, auch nur einen Laut über die Lippen zu bringen. Sie rechnete mit Johns Tod, doch der Geisterjäger konnte ausweichen. Dafür wurde Brazza getötet.

Er bekam die Axt voll mit, brach zusammen, und auch der Vampir konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, da ihn eine Silberkugel erwischt hatte.

John hatte es geschafft!

Ein Gefühl der Freude durchströmte die Frau. Sie wollte lachen, als sie den Schatten hinter John bemerkte.

Und der schlug zu.

Ein gewaltiger Hieb.

Einmal, dann ein zweites Mal.

Sinclair brach in die Knie, denn Keene war es gewesen, der sich unhörbar an ihn herangeschlichen hatte.

Sheila wurde bleich. Als sie John bewußtlos liegen sah, wußte sie, daß nun alle Chancen auf der Seite des Teufels standen. Sie schaute zu, wie Ray Keene sich über den Geisterjäger beugte, dabei den Kopf drehte und zur Uhr blickte.

»Glaubst du nun, daß dein Freund John Sinclair noch eine Chance hat, der Knochenuhr zu entkommen?« hörte sie wieder die rauhe Stimme des Teufels.

Sheila schüttelte den Kopf.

Der Teufel lachte, und sein Diener Ray Keene holte die Stricke hervor, um den Geisterjäger zu fesseln…

***

Nach meinem Erwachen merkte ich sehr schnell, daß etwas nicht stimmen konnte. Ich stand zwar senkrecht, dennoch spürte ich unter meinen Füßen keinen Widerstand, sondern schien feststehend in der Luft zu schweben.

Dieses Wissen überlagerte sogar noch das Brummen in meinem Schädel.

Mich hatte es wirklich hart erwischt.

Es war wie ein Gewitter über mich gekommen. In Siegeslaune hatte ich mich gefühlt und die Quittung bekommen.

Mein Kopf schien nur aus einer einzigen Beule zu bestehen. Hinzu kamen die Schmerzen in meinem Hals, der ebenfalls um mehr als die Hälfte angeschwollen zu sein schien. Jedenfalls hatte ich das Gefühl. Hinter der Stirn hämmerten mal wieder die kleinen Zwerge, und meine Augen waren ebenfalls schwer oder geschwollen.

Jedenfalls bereitete es mir eine große Mühe, die Lider zu heben. Sie schienen beide mit Bleigewichten belastet zu sein, und auch meinen Mund konnte ich kaum öffnen.

Kurz gesagt: mir ging es mies.

Aber das war nicht alles. Hinzu kamen noch die Fesseln. Bei Ray Keene konnte ich mich dafür bedanken, daß die dünnen Stricke so hart in meine Haut schnitten.

Ich hörte ihn auch.

Er lachte hämisch. »Sinclair, du bist doch wach, du verfluchter Bulle!«

Natürlich war ich wach, aber ich fühlte mich so verdammt mies. Noch weiter öffnete ich die Augen und konnte in einer schrägen Linie nach unten schauen.

Dort stand Ray Keene.

Und wie er sich fühlte. Er hatte mir meine Waffen abgenommen. In der rechten Hand hielt er die Beretta. Ob er den Dolch gefunden hatte,

wußte ich nicht, aber er besaß das Kreuz.
Und das hielt er hoch.
Die Finger seiner linken Hand hatte er darum geklammert. Aus der Faust schaute das Kreuz hervor, während er mich anstarrte und anfing zu lachen.
»Das waren doch deine Waffen, Bulle, nicht wahr?« schrie er mir entgegen.
Ich schwieg.
»Bist du geschockt?«
»Geh mir aus den Augen!«
Ray Keene hüpfte wie ein hart geworfener Gummiball. Er machte eine lächerliche Figur dabei und schüttelte den Kopf. »Du hast dich Geisterjäger genannt, du Hundesohn. Das ist nun vorbei. Ich habe dich an die Uhr gefesselt. Die Zeiger stehen so, daß man auch die Zeit ablesen kann. Es ist eine Minute vor Mitternacht. Gleich wird es dich erwischen. In dieser Minute, die dir noch bleibt, wirst du alles durchleiden, was du je erlebt hast, John Sinclair. Von der Geburt an. Satan hat diese Uhr eingestellt und sie auf jedes Opfer genau programmiert. Bisher hat es noch keiner geschafft, der Knochenuhr zu entkommen, und auch für dich gibt es keine Chance. Nicht wahr, Asmodis?« Nach diesen Worten drehte er sich um, wandte mir den Rücken zu und schaute hinein in die Schwärze.
Sie lichtete sich ein wenig.
Und dann erschien der Teufel.
Er tauchte aus der Finsternis auf. Ein schauriges Wesen. So genau kannte ich ihn. Grausam, verschlagen, unheimlich anzusehen. Ein Dämon, ein Satan - eben der Herrscher der Hölle.
Er schwebte im Nichts. Sein Gesicht schimmerte leicht bläulich. Rötlich glühten die Augen. Sein breites Maul hatte er zu einem häßlichen Grinsen verzogen, und die mit Fell bedeckten Krallen öffneten und schlossen sich hektisch.
»Das habe ich mir immer gewünscht!« donnerte mir seine Stimme entgegen. »John Sinclair an der Knochenuhr. Du siehst, Geisterjäger, daß meine Trickkiste noch längst nicht erschöpft ist. Ich finde immer neue Möglichkeiten, um mich auf besondere Weise meiner Gegner zu entledigen.«
Da hatte er wahre Worte gesprochen. Im Erfinden von Gemeinheiten war er in der Tat ein Meister.
Nicht umsonst hatte er die Herrschaft über die Hölle bekommen.
Ich schluckte hart, denn der Teufel präsentierte nicht nur sich selbst, sondern noch eine andere Person.
Sheila Conolly!
Das hatte ja so kommen müssen. Sie befand sich in seiner Gewalt, und um ihre Person hatte sich in den letzten Wochen viel gedreht.

Sheila hielt sich dicht an der Seite des Teufels auf, so daß es wirkte, als würde sie zu ihm gehören.

Stimmte das?

Bisher mußte ich davon ausgehen, aber Sheila machte mir in diesem Moment nicht den Eindruck, als stünde sie auf der Seite des Satans. Diese Bestätigung bekam ich schon sehr bald, denn der Teufel sprach mich darauf an.

»Sheila Conolly wird bewußt miterleben, was mit dir geschieht, Geisterjäger. Sie steht nicht unter meinem Bann. Ich habe ihr alles gelassen, was einen Menschen ausmacht. Aber sie soll erleben, wie stark die Hölle ist. Da sie so menschlich reagiert, werden ihre Qualen entsprechend größer sein, so daß sie sich mir nach deinem Tod freiwillig zuwenden wird. Oder was glaubst du, Sinclair?«

Was sollte ich glauben? Der Teufel hatte es mir lang und breit erklärt, deshalb konnte ich seinen Worten ohne weiteres auch trauen. Er besaß einen gewissen Ehrgeiz, denn er wollte, daß seine Hauptfeinde freiwillig zu ihm kamen. Daß sie einfach keine andere Chance mehr sahen, als allein ihm zu gehorchen.

Bei Sheila würde es so sein, wenn sich die Knochenuhr in Bewegung setzte und eine Minute ablief.

Eine Minute - sechzig Sekunden Todesangst und Leid.

Das alles würde ich erleben, und ich krampfte mich trotz der Fesseln zusammen. Dies geschah innerlich, da wurde ich steif, und meine Angst steigerte sich noch mehr.

»Nun, Geisterjäger?«

Noch einmal versuchte ich es, obwohl ich wußte, daß es eigentlich keinen Sinn hatte, aber ich wollte eben alles in die Waagschale werfen.

»Laß Sie frei. Du hast mich, deinen Erzfeind, was willst du noch mit ihr?«

»Ich will alles, Sinclair. Du kennst mich. Mit halben Sachen gebe ich mich nicht zufrieden!«

Diese Antwort hatte ich erwartet. Nein, der Teufel gab sich wirklich nicht mit Teilen zufrieden.

Wenn er seine Klauen ausstreckte, dann wollte er alles bekommen.

»Sheila Conolly wird zusehen, Geisterjäger. Sie soll dich schreien hören. Sie wird deine Qualen in den letzten Sekunden so erleben, als würde sie selbst an der Knochenuhr hängen. Wenn ich meinem Diener den Befehl gebe, sie in Gang zu setzen, läuft die letzte Minute deines Lebens, Geisterjäger. Die Uhr ist im wahrsten Sinne des Wortes abgelaufen…« Nach diesen Worten hallte mir ein wahrlich höllisches Gelächter entgegen. Der Teufel konnte einfach nicht anders. Er mußte seinen Triumph auf eine für mich widerliche Art und Weise hinausbrüllen, und er erreichte mit seinem Gelächter auch Ray Keene.

Der rieb sich die. Hände, verbeugte sich vor seinem höllischen Chef, drehte sich um und schaute wieder zu mir hoch.

Wir starrten uns an.

Es herrschte ein sehr trübes Licht. Dennoch konnte ich sein Gesicht erkennen, und ich sah auch das widerliche und diabolische Grinsen auf seinen Zügen.

Nichts konnte ich tun. Gefesselt hing ich an dem langen Knochenzeiger. An den Händen und an den Füßen schnitten die Stricke hart in meine Haut. Das Blut hatte sich gestaut, so daß ich Zehen und Finger kaum noch spürte.

Noch setzte er die Knochenuhr nicht in Bewegung. Dafür schlich etwas anderes heran.

Es war der Nebel.

Graue, weiche Schwaden. Wolkig und träge quollen sie näher und bildeten vor mir feine Schleier.

Noch konnte ich hindurchschauen, doch ich sah meinen Gegner seltsam verschwommen.

Er schaute zu mir hoch. Dabei rieb er sich die Hände und nickte ein paarmal.

»Es dauert nicht mehr lange, Sinclair. Sekunden nur, dann beginnt sich der Zeiger zu drehen.« Nach diesen Worten schüttelte er sich vor Lachen, trat zur Seite, dann nach vorn und blieb direkt unter mir stehen. Wahrscheinlich befand sich dort ein Kontakt, der die Uhr in Bewegung setzte.

Es war in der Tat so. Irgendeinen Kontakt hatte er berührt. Dabei lachte er noch höhnisch.

Ich hielt den Atem an.

Was würde geschehen?

Im ersten Augenblick nichts, so daß ich weiter auf den Start der Knochenuhr warten mußte.

Dann spürte ich den winzigen Ruck, der durch den Zeiger lief, und einen Lidschlag später befand er sich in Bewegung.

Ray Keene begann zu tanzen. Er schrie die nächsten Worte triumphierend und höhnisch zu mir hoch.

»Die Knochenuhr läuft, Bulle! Damit ist die letzte Minute deines Lebens angebrochen…«

***

Zwei Sekunden waren vorbei. Der Zeiger hatte zweimal geruckt, und jedesmal durchfuhr mich ein Schlag. Ich hatte gesehen, wie es war, wenn jemand an der Knochenuhr hing. Die Qualen des Mannes befanden sich noch in guter Erinnerung, und mir sollte nun das gleiche widerfahren.

Noch sah ich alles, wenn auch durch den Nebel ein wenig

verschwommen. Ich konnte mich auf die Umgebung voll konzentrieren, die Magie der Knochenuhr griff nicht ein.
Das änderte sich nach der nächsten Sekunde. Wieder verspürte ich den Ruck, und plötzlich sah ich weder den Satan noch Ray Keene.
Eine andere Umgebung, eine andere Welt umschloß mich, und ich erlebte die Vergangenheit.
Dennoch konnte ich klar denken, denn meine Gedanken beschäftigten sich nicht mit dem Bild, das vor mir lag, sondern mit einem Fall, der nicht einmal sehr lange zurücklag.
In die Straße der Angst hatte er mich geführt. Da war ich zum erstenmal mit dem geheimnisvollen Land Aibon konfrontiert worden und hatte mich auch als kleinen Jungen gesehen, der an der Hand seines Vaters auf den Friedhof ging, um das Grab des Großvaters zu besuchen.
Diesmal sah ich mich auch als Kind.
Zuhause in der Wohnung. Neben mir stand die Mutter, der Vater saß am Tisch und arbeitete. Als Rechtsanwalt hatte er bis in den späten Abend zu tun gehabt. Ich wurde immer ins Bett geschickt, las heimlich unter der Decke und erlebte in der nächsten Szene, wie ich in der Schulbank saß und der Lehrer drohend über mir stand.
Er glich einem finsteren Schatten, der seinen Kopf vorbeugte und dessen Gesicht plötzlich die Fratze des Teufels annahm.
Dann schlug er mich.
Links und rechts patschten die Ohrfeigen in mein Gesicht. Die Schläge brannten auf der Haut, und ich fühlte sie auch jetzt noch brennen, obwohl zwischen beiden Ereignissen Zeiten und Dimensionen lagen.
Ein schlimmes Schicksal, denn nun wußte ich, daß die Magie der Knochenuhr mich voll erwischt hatte.
Es war seltsam. Nie sah ich die Szene klar und abgegrenzt. Immer nur von einem Schleier überlagert.
Die Zeit wechselte. Ich war älter geworden, ging auf eine andere Schule, erlebte die ersten Schlägereien und sah meine Schulfreunde, deren Gesichter ich längst vergessen hatte.
Die Schulzeit näherte sich dem Ende. Ein paarmal bekam ich noch bedeutende Eindrücke, aber sie bereiteten mir keine Angst, denn mein Leben war völlig normal verlaufen.
Es ruckte weiter.
Uhr und Zeit liefen…
Bis zu einem gewissen Punkt. Plötzlich stand alles still. Ich sah auch keine Szenen mehr aus meinem Leben, dafür tauchte das grinsende Gesicht des Ray Keene wieder auf.
»Na, Sinclair?«
Ich hörte ihn, aber ich konnte ihn noch nicht sehen, weil die letzten

Eindrücke einfach zu stark gewesen waren.
Erst einmal schälte er sich aus den Nebelschleiern hervor. »Noch nie habe ich die Knochenuhr angehalten«, sagte er zu mir. »Bei dir mache ich es, weil ich deine Qualen verlängern will. Was hast du schon alles gesehen, Sinclair? Fünfzehn Sekunden sind vorbei. Deine Kindheit und einen Teil der Jugend? Etwas Schönes, vielleicht sogar Herrliches. Aber der Horror lauert auf dich. Und du wirst deinen Tod erleben. Ein Viertel der Zeit ist vorbei. Dreimal so viel hast du noch vor dir. Es wird mir Spaß bereiten, wenn ich dich schreien höre. Du erlebst die Qualen, du…«
Er sprach weiter, ich hörte gar nicht hin. Sehen konnte ich ihn kaum, da ich waagerecht lag und meinen Kopf drehen mußte, um ihn zu erkennen. Es hätte mir eine zu große Mühe bereitet, und so berauschend war sein Anblick auch nicht.
Auch der Teufel schaute zu.
Er und Sheila Conolly befanden sich weit und dennoch irgendwie nahe vor mir.
Asmodis hatte sein Gesicht zu einem wissenden Grinsen verzogen, während Sheilas Züge einem bleichen Fleck in einer grauschwarzen Düsternis glichen.
»Es geht weiter, Sinclair!« vernahm ich die triumphierende Stimme Ray Keenes. »Du wirst dich wundern, was ich alles mit dir anstelle. Ich freue mich auf die Uhr, wenn sie weiterläuft…«
»Stell sie ein!«
Die harte Stimme des Satans unterbrach Keenes Ausführungen. Eifrig nickte er, denn er wollte seinem Herrn einen Gefallen erweisen. Es dauerte nicht lange, da spürte ich bereits den Ruck, und die sechzehnte Sekunde in der letzten Minute meines Lebens war angebrochen.
Noch 44 Sekunden!
Das Leben eines Erwachsenen würde nun vor meinen Augen ablaufen, und die Umgebung änderte sich schlagartig.
Ich wurde aus der Schule entlassen, kam auf die Uni und nahm ein Jurastudium auf. Mein Vater war damals stolz auf mich gewesen, denn ich sollte einmal seine Praxis übernehmen. Gleichzeitig studierte ich noch Psychologie mit dem besonderen Hinblick auf Parapsychologie und deren artverwandte Gebiete.
Dämonologie, Geisterkunde…
Für das alles interessierte ich mich. Ich wurde zum erstenmal mit schwarzmagischen Phänomenen konfrontiert, erlebte alles nur in der Theorie, die Praxis würde später kommen.
Die Mädchen erschienen. Ihre Gesichter sah ich. Studentinnen, mit denen ich hin und wieder einen kurzen Flirt gehabt hatte. Ihre Körper verschwammen in einer gelblichen Soße, denn ein anderes Bild schob

sich darüber.

Ich wußte plötzlich, daß mir der Beruf des Anwalts keinen Spaß machen würde. Ein anderer Job reizte.

Der des Polizisten!

Mit meinem Vater diskutierte ich Tage und Nächte darüber, er wollte es nicht einsehen, aber in mir hatte sich der Wunsch so festgesetzt, daß ich einfach nicht anders mehr konnte.

Ich ging zur Polizei!

Unten fing ich an, ein blutjunger Bursche, und ich wurde geschmiedet. Ich traf einen Mann, der ebenfalls erst am Beginn seiner Karriere stand. Braune Haare, schlaksig und immer ein leicht verwegen wirkendes Grinsen im Gesicht.

Bill Conolly!

Wir waren uns von Beginn an sympathisch. Bill hatte nach dem Studium einen Volontärsjob bei einer großen Zeitung bekommen und war gierig nach Sensationen.

So manches Bier tranken wir in den verräucherten Lokalen der Fleet Street und redeten über die Zukunft.

Ich sah mich und Bill am Tisch sitzen. Wir befanden uns nie in Ruhe, sondern kamen aufeinander zu, wobei sich unsere Gesichter seltsam verzerrten, und wir schwebten auch wieder voneinander weg.

So manches Mal ließen wir unsere Freundschaft hochleben, die bis heute andauerte.

Meine ersten Tage beim Yard erlebte ich. Und auch den Abend, an dem ich allein unterwegs war, zwei Schläger verfolgte, die mich zu einer gewissen Vera führten, sie überfielen, ich die Frau retten konnte und sie mir ein Kreuz übergab.

Es war *das* Kreuz!

Ich sah mich am Bett der Vera Monössy knien, das Kreuz haltend und auf ihre Worte lauschend.

Eine geisterhafte Szene, denn was sie sagte, verstand ich nicht.

Eigentlich hätten all die Szenen viel länger als eine Minute dauern müssen, das war nicht der Fall.

Irgendwie stimmte es nicht mit der Zeit, die ich gewohnt war.

Hier waren die Relationen verschoben, denn der Teufel setzte eigene Maßstäbe.

Auch dieses Bild verschwand, und ich rutschte in eine weitere Phase meines Lebens hinein.

Orgow, der Hexer!

Mein erster Fall mit den Mächten der Finsternis. Der brutale Kampf gegen die lebenden Leichen, die verzweifelten Aktionen in einem kleinen Dorf, dessen Bewohner den absoluten Schrecken aus dem Grab erlebten. Ich sah mich noch in der Schule gegen die lebenden Toten kämpfen und spürte auch als Gefesselter all das Grauen, das ich

damals erlebt hatte. Es war furchtbar gewesen, aber ich siegte. Obwohl mir Orgow versprach, zurückzukehren.

Und ich hatte ihn wieder gehört. Innerhalb des Golems war seine Stimme aufgeklungen. Eine schreckliche Rache hatte er mir angedroht. War dies ein Teil davon? Wenn ich nicht mehr war, hatte Orgow freie Bahn.

So sah es aus…

Die Eindrücke verwischten. Neue entstanden. Einen gewaltigen Zeitsprung erlebte ich, und mit ihm kamen die Qualen.

Ich erlebte Fälle mit, in denen ich ein Gefangener meiner Gegner gewesen war. Schlimme Dinge, eingeschlossen in Särgen, angekettet, gequält und fertiggemacht. Ich hörte mich schreien und wußte nicht, ob der Schrei in der Vergangenheit aufgeklungen war oder in der Gegenwart. Eine furchtbare Pein durchlebte ich, das Grauen schlug über meinem Körper zusammen, ich wurde geschüttelt, obwohl ich gefesselt an diesem verdammten Knochenzeiger hing.

Die Angst war einfach da und ließ sich nicht mehr zurückdrängen. Und plötzlich sah ich einen zweiten Mann an meiner Seite. Einen Chinesen - Suko.

Doch über uns schwebte unhörbar eine gewaltige Drohung.

Der Schwarze Tod - und Asmodina!

Beide waren meine Gegner. Beide wollten mich vernichten, mich töten.

Ich sah mich in Kämpfe verwickelt und auch gefangen in einem Berg, wo das Buch der grausamen Träume lag, aus deren letzten Seiten sich eine Waffe formte, die für die weitere Zukunft eine große Bedeutung haben sollte.

Der magische Bumerang!

Ich erlebte einen gewaltigen Triumph noch einmal. Die Vernichtung des Schwarzen Tods durch Bumerang und Kreuz. Dann wurde ich wieder hineingerissen in einen gewaltigen Strudel von Ereignissen, die gedankenschnell vor meinen Augen abliefen.

All die schrecklichen Fälle, das große Grauen, die Mordliga, Dr. Tod, Xorron, Lady X, die Vernichtung der Mordliga. Die Figuren entstanden und verschwanden.

Nur eine blieb.

Jane Collins.

Ehemalige Detektivin, jetzige Hexe. Sie war nicht vernichtet, und ihr Gesicht leuchtete im Hintergrund, wobei sie sich an meinen Qualen ausgiebig weidete.

Jane verschwand nicht, denn sie mischte auch weiterhin noch kräftig mit. Eine andere war trotz ihres Todes geblieben.

Nadine Berger!

Als Mensch gestorben, als Wolf wiedergeboren. So stand sie vor mir,

und ich sah sie genau an. Ich erlebte ihre Spaltung, als ich das Totenopfer für die ehemalige Nonne Clarissa werden sollte, und aus dem Hintergrund schoben sich neue Gefahren herbei.

Die großen Alten.

Zusammen mit Shimada, der lebenden Legende. Diese unheimliche ferne japanische Mythologie und Magie war nicht mehr aus meinem Leben wegzudrängen. Ninjas sah ich. Schwarz gekleidet, lebende Leichen, die aber noch brutal und perfekt kämpfen konnten.

Sie alle bildeten die kleinen Steine in einem Mosaik des Schreckens. Wobei eine Gegnerin nicht vergaß, sich zu zeigen. Es war Pandora, die lebendig gewordene Figur aus der griechischen Mythologie.

Es gab auch Lichtblicke.

Kara und Myxin befanden sich innerhalb des Wirbels, doch beide wurden hinausgestoßen, weil jemand erschien, der wohl stärker war als der kleine Magier und die Schöne aus dem Totenreich.

Arkonada, einer der Großen Alten, wie ich fast sicher annahm.

Auch er wurde verdrängt, denn eine schwarze Wolke überstülpte alles und entriß Arkonada einen Würfel, den er hochwarf.

Diese Gestalt war der Spuk.

Der Unheimliche im Hintergrund. So grausam, so verschlagen, daß man ihn kaum beschreiben konnte.

Ein mächtiger Dämon, gestaltlos, aber immer schon dagewesen. War er der eigentliche Herrscher?

Ich merkte das Rucken, während die Gestalt des Spuks allmählich aus meinem Sichtfeld verschwand.

Auf einmal stand die Uhr.

Keene hatte sie angehalten. Im ersten Moment fand ich mich nicht zurecht, bis ich an meiner Lage erkannte, daß ich noch fünfzehn Sekunden genau zu leben hatte.

Dreimal fünf Sekunden!

Ich konnte es kaum fassen. Vor dem letzten Einsatz wollte mich mein Gegner noch einmal psychisch fertigmachen und mir zeigen, wer hier zu sagen hatte.

Nur allmählich kehrte ich in die Wirklichkeit einer fremden Dimension zurück. Ich spürte auf meinem Körper den Schweiß. Er war längst erkaltet und bildete eine klebrige Schicht, an der auch meine Unterwäsche festhing. Mein Gesicht glänzte, und mein Herzschlag glich einem rasanten Trommelwirbel.

Mit meinem Kopf stimmte ebenfalls einiges nicht. Von harten Schlägen war ich getroffen worden.

Diese Nachwirkungen machten sich noch jetzt bemerkbar. Der Schädel schien auf das Doppelte angewachsen zu sein. Stiche durchkreuzten ihn, die erst direkt hinter meinen Augen aufhörten.

Ich hatte den Mund aufgerissen und schnappte nach Luft. Hände und

Füße schienen zu Gegenständen geworden zu sein, die überhaupt nicht mehr zu mir gehörten, und die Fesseln hielten nach wie vor.

Noch fünfzehn Sekunden bis zu meinem Tod!

Ich hatte gesehen, wie ein Mann starb. Er erlebte die Todesangst auf schreckliche Art und Weise mit. Was ihm da gezeigt worden war, wußte ich nicht. Aber ich würde es bald erfahren, und wahrscheinlich war es das Schlimmste, was ich je in meinem Leben gesehen hatte.

Das Lachen des Mannes unterbrach meine Gedanken. Es war natürlich Keene, der so lachte und sich dabei diebisch freute, daß er mich so fertigmachen konnte.

»Du wirst winseln, du wirst schreien, Geisterjäger. Und du wirst den Tag deiner Geburt verfluchen. Die Macht der Hölle und des Satans sind bei mir. Sie werden mich auf den rechten Weg bringen, um dir zu zeigen, welch ein Wurm du bist. Der große Geisterjäger hat noch eine viertel Minute. Denk immer daran!«

Ja, daran dachte ich auch.

Aber wie schnell würde die Zeit vergehen? Konnte ich sie tatsächlich mit der messen, die auch auf der Erde real war? Vielleicht doch, aber innerhalb des verflossenen Zeitraums nahm ich in dieser Dimension mehr Eindrücke auf, als normal.

So also sah es aus, und ich machte mich darauf gefaßt, auch die nächsten und die letzten Sekunden zu erleben.

Hilfe konnte ich nicht erwarten. Suko war bei den Conollys. Er wußte zwar ebenso wie Lady Sarah, wo ich mich befand. Bisher jedoch hatte niemand von ihnen einen Grund gesehen, einzugreifen, und so würde es auch bleiben.

Ich dachte auch darüber nach, daß es noch mehr Menschen in der Halle geben mußte. Die Mitglieder des Filmteams hätten eingreifen müssen, doch auch ihnen war nichts aufgefallen. Ich war mit dem Wagen gefahren und in einer anderen Dimension gelandet, wo sich die Knochenuhr befand.

Aber vor mir war jemand an der Uhr gestorben. So etwas mußte auffallen. Weshalb hatte dann niemand reagiert?

»Sinclair, ich ahne, ja, ich weiß deine Gedanken!« Diesmal war es die Stimme des Teufels, die mir entgegenschwang. »Aber ich kann dir versichern, daß niemand dir helfen wird. Es weiß keiner, was dir widerfahren ist, und auch nicht die Menschen, die mit am Film arbeiten. Das kann ich dir schwören.«

»Sie stehen unter dem magischen Bann der Hölle«, fuhr Ray Keene fort. »Die Leute werden sich nicht erinnern können und von nichts wissen. Diejenigen aber, die den Film kaufen, werden von der Echtheit der einzelnen Szenen begeistert sein. Satans Knochenuhr tötet präzise!«

Nach diesen Worten drehte sich der Mann um. Er schaute dorthin,

wo sich der Teufel befand.
Er sah zwei Personen.
Asmodis und Sheila Conolly.
»Soll ich die Uhr wieder in Gang setzen?«
Satan lachte. »Natürlich. Ich habe lange genug gewartet. Jetzt will ich ihn schreien hören…«
Und Keene drückte den Kontakt!

***

Im gleichen Augenblick brüllte Sheila Conolly verzweifelt auf. Sie schüttelte wild den Kopf, denn sie wollte nicht glauben, daß die letzten Sekunden ihres Freundes John Sinclair angebrochen waren.
Zwar konnte sie sich bewegen, dennoch hielt sie der magische Bann fest. An Flucht war überhaupt nicht zu denken. Auch nicht an Hilfe für den Geisterjäger. Er mußte mit seinem Schicksal allein fertig werden. Das würde er nicht schaffen.
Waffenlos und gefesselt war es eine Unmöglichkeit, so etwas zu unternehmen.
Und der große knöcherne Zeiger ruckte vor.
Jede Sekunde bekam Sheila mit. Intervallweise bewegte sich der lange Knochen, der so hart wie Stahl sein mußte, sonst wäre er längst unter dem Druck der gefesselten Körper gebrochen.
Die Angst erwachte auch in Sheila. Sie spürte den Druck, der auf ihrem Körper lastete. Er war wie eine Klammer, die von allen Seiten zupacken wollte und ihren Atem reduzierte.
Im nächsten Augenblick schrak sie zusammen.
Jemand hatte gellend aufgeschrieen. Da gab es nur einen.
John Sinclair!

***

Ja, ich hatte den Schrei tatsächlich ausgestoßen, denn ich machte in diesen Augenblicken eine Hölle durch.
Was ich sah, hatte ich noch nicht erlebt, es war wohl ein kurzer Blick in die Zukunft, aber ich sah mich in dem Yard Building, auch die anderen Kollegen, die mit zerfetzten und blutigen Gesichtern durch die leeren Gänge liefen.
Und dann sah ich Suko.
Auch er blutete langsam aus, konnte sich kaum auf den Beinen halten und torkelte mir entgegen.
Augenblicke des Schreckens, die nur für die Dauer eines Gedankenblitzes existent gewesen waren, denn andere Szenen erschienen.
Gesichter.
Die meiner Freunde.
Plötzlich sah ich Bill Conolly, auch Sheila, meine Sekretärin Glenda

und Will Mallmann.

Aus dem Tunnel der Zeiten tauchten sie auf, winkten mir zu, lächelten, doch dieses Lächeln entartete zu einer häßlichen Grimasse, wobei die Gesichter breit wurden, als würde ich sie innerhalb eines Zerrspiegels sehen.

Der Schrecken folgte.

Eine Hand erschien. Ich wußte nicht, wem sie gehörte, aber sie hielt ein so großes Messer, daß die Klinge bereits einem Schwert ähnelte. Und dieses Messer schnitt zu.

Ich konnte es kaum fassen, was da geschah. Vor meinen Augen wurden die Freunde getötet.

Das Messer kannte kein Erbarmen.

Das Bild erstickte in einer Wolke von Blut, die zerfaserte, den Blick freigab und ich den kleinen Johnny sah.

Auch er hatte ein Messer. Es war wie auf einer Filmleinwand. Aus dem Hintergrund lief der Junge ins Bild. Er schwenkte seinen Arm. Das Messer hielt er fest umklammert, und Blut spritzte von der Klinge in dicken Tropfen zu Boden.

Hatte er getötet?

Sein Lachen hörte ich, und er zeigte mir erneut die Klinge.

Da wußte ich Bescheid.

Das Grauen war so schlimm, daß es sich als Schrei freie Bahn verschaffen mußte.

Ich brüllte meine Angst hinaus, denn wie ein Teufel sprang der Junge auf mich zu, nachdem er sich abgestoßen hatte. Er wurde größer, immer größer. Sein Gesicht und sein Kopf nahmen fast mein gesamtes Blickfeld ein, die Züge waren verzerrt, festgewachsen, dann schwang er seinen rechten Arm vor, und ich starrte genau auf die mörderische, mit Blut überzogene Messerklinge.

Er stieß zu.

Traf er mich?

Mein Schrei war noch schlimmer als der erste. Am Hals spürte ich ein Reißen, ich hatte das Gefühl, im Blut ersticken zu müssen, und der laute Schrei endete in einem Röcheln.

Vorbei!

Lebte ich noch?

Tatsächlich.

Ich merkte den Ruck, wie ich weitergeschoben wurde, hatte für einen winzigen Moment wieder ein klares Gehör und vernahm die Stimme des Ray Keene.

»Noch zehn Sekunden, Bulle!«

Gott! es waren erst fünf Sekunden vergangen. In dieser Zeit hatte ich einen so schlimmen Horror erlebt, aber eine Sekunde reihte sich an die andere.

Nur noch neun, nach dem weiteren Ruck.
»Wenn du die letzten drei Sekunden vor dir hast, Geisterjäger, spürst du, wie der Tod mit seinen Krallenhänden nach dir greift. Dann vernichtet er dich auf schreckliche Art und Weise.«
Ich hörte die Versprechen, ich glaubte ihnen auch, aber was konnte ich denn tun, um diesem Grauen zu entgehen?
Bisher hatte ich mich von dem einfangen lassen, was auf mich einstürmte. Konnte es mir vielleicht gelingen, dem zu entgehen?
Das war die große Frage. Vielleicht war mein Wille stark genug, um mich dem entgegenzustemmen?
Aber was sollte ich tun?
Ich versuchte verzweifelt, mich auf die Realität zu konzentrieren. Es war ein Kampf, den ich wohl kaum gewinnen konnte, aber dennoch ausfocht. Im Gesicht spürte ich ein Brennen. Die Narbe auf meiner rechten Wange mußte glühen, ein Beweis dafür, daß ich wirklich wie unter einem ungeheuren Streß litt.
Was konnte ich noch tun?
Mein Kreuz!
Vielleicht gelang es meinem Kreuz, mich zu retten. Ich hatte es nicht umsonst bekommen. Ein großer Helfer gegen die Mächte der Finsternis, und hier standen sich die beiden Pole hautnah gegenüber.
Aktivieren, hieß die Devise!
Wenn ich noch einmal die Formel rief, mußte das Kreuz reagieren.
Ich wollte die Formel aufsagen.
Sie fiel mir nicht ein.
Verdammt, ich überlegte angestrengt. Wieso kam, ich nicht auf den Text.
Schmerzen bohrten in meinem Kopf. Der Zeiger ruckte weiter. Ich vernahm im Hintergrund bereits ein gewaltiges Brausen, das näher und näher kam. Die Schwingen des Todes glitten auf mich zu.
Aus dem Jenseits, das sie verlassen hatten, wollten sie sich die neue Beute holen. Es würde sich mir die Welt des Todes eröffnen, wo man mich mit offenen Armen empfing.
Aber ich wollte nicht sterben.
»Terra pestem…«
Ich kam nicht weiter. Die Formel fiel mir einfach nicht ein. Zu sehr wirbelten und kreisten die Gedanken in meinem Kopf, wobei das Rauschen an Stärke zunahm.
Dann hörte ich wieder Keenes Stimme. »Noch fünf Sekunden.«
Ein lichter Moment. Auch in meinem Kopf. Ich wußte die Formel wieder, konnte sie aber nicht aussprechen, denn der Augenblick war einfach zu kurz gewesen.
Auf einmal hatte ich das Gefühl, mit einer nicht meßbaren Geschwindigkeit in einen mörderischen Abgrund zu rasen. Es war ein

Fallen, wie ich es noch nie erlebt hatte. Um mich herum entstanden Geräusche, die man kaum beschreiben konnte.

Mal Sphärenklänge, die seltsam schrill klangen, denn ein gewaltiges Donnern, dazwischen Schreie, die stoppten, um anderen, stöhnenden Lauten zu weichen.

Und der Schacht fraß mich wie ein gieriges, hungriges Raubtier. War es der Tunnel in die Ewigkeit, ins Jenseits, in das Reich der Toten, wo alles anders war?

Kräfte zerrten an meinem Körper. Es gelang mir nicht, die einzelnen Stellen genau zu bestimmen.

Sie waren einfach überall, rissen, bissen und zwickten.

Ich geriet bei dieser rasenden Fahrt von einer Hölle in die andere. Meine Knochen schienen aus Gummi geworden zu sein, da stimmte nichts mehr in den Proportionen, und ich wußte nicht, ob ich oben oder unten lag, obwohl ich in der Ferne ein Licht sah.

Hell, strahlend, gleißend.

Ein Gesicht?

Tanith vielleicht? Wartete sie auf der Schwelle zum Jenseits, um mich in Empfang zu nehmen?

So mußte es sein, und die Sekunden rannen weiter. Verloren war jeglicher Begriff für Zeit. Wenn ich schätzen sollte oder mußte, war dies einfach unmöglich.

Und plötzlich vernahm ich die Stimme.

»Die Zeit ist für deinen Tod noch nicht reif, John Sinclair. Der Teufel darf und soll nicht triumphieren. Wir greifen ein. Die Mächte des Lichts müssen sich gegen ihn stemmen…«

Danach hörte ich die folgenschweren Worte.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Ich sprach sie nicht, ein anderer hatte gesprochen. Ein Mächtiger, ein Geistwesen, das über vielem stand.

Der Seher!

Und er stoppte die Hölle!

***

Irre klang der gewaltige Schrei in meinen Ohren. Ein Wahnsinn, ein mörderischer Ruf, der mich erreichte, und ich sah ihn, wie er zurücktaumelte, seinen rechten Arm hochgerissen hatte und aus der Faust das Kreuz hervorschaute, das nicht nur aktiviert worden war, sondern ihn auch vernichtete.

Ray Keene erntete die Früchte, die er gesät hatte.

Er bekam alles zurück.

Keene taumelte. Sein Gang war schwankend, dabei tanzte er wie ein Derwisch. Schrie, heulte, jammerte, schlug um sich, aber die Macht des aktivierten Kreuzes rechnete mit ihm ab.

Seine Bewegungen froren von einem Augenblick zum anderen ein. Er blieb steif stehen, seine Gesichtszüge verkanteten, das Kreuz rutschte aus seinen Fingern, und plötzlich fiel Keene zu Boden.

Ich vernahm noch den klatschenden Aufschlag, schaute nach unten und sah einen leblosen Menschen, dessen Gesicht unnatürlich bleich wirkte. Obwohl ich ihn nicht näher untersucht hatte, wußte ich dennoch, daß Keene nicht mehr zu helfen war.

Ein Toter lag unter der Knochenuhr.

Die Kräfte des Lichts hatten bei ihm zurückgeschlagen.

Ich registrierte dies alles, aber etwas anderes war für mich wesentlich wichtiger.

Der Zeiger.

Ich stand fast waagerecht. Ich drehte meinen Kopf und versuchte zu erkennen, wo die Uhr stehengeblieben war.

Ganz genau konnte ich es nicht sehen, aber ich wurde das Gefühl nicht los, daß es exakt eine Sekunde vor zwölf war.

Buchstäblich eine Rettung im allerletzten Augenblick!

Und der Satan?

Mein Kreuz war aktiviert worden. Nicht nur ich wußte, daß es damit zu einer gefährlichen Waffe geworden war. Der Prophet Hesekiel war ein gläubiger Mensch gewesen. In babylonischer Gefangenschaft hatte er das Kreuz geschmiedet. Es war von den vier Erzengeln geweiht worden, und nun bewiesen sie ihre Macht.

Ich war hilflos, sie nicht!

Und sie legten ein Netz, in dem sich der Teufel fangen mußte. Mittelpunkt war das Kreuz. Seine hellen Strahlen durchbrachen Zeiten, Raum und Dimensionen.

Nach vier Seiten hin flammten und stachen sie auf. Ein Strahl jagte genau in meine Richtung. Voll traf er die Knochenuhr, und ich merkte einen Ruck, der nicht nur durch die Uhr, sondern auch durch meine Gestalt lief.

Ein zweiter Strahl verlor sich in der Ferne.

Ein dritter ebenfalls.

Der vierte aber stach dort hinein, wo der Satan lauerte. Direkt in sein Reich und er riß die Finsternis der höllischen Umgebung auf, wobei ich an seinem Ende eine helle, lichterfüllte Gestalt stehen sah, die ein Schwert hielt, das von wabernden Flammen umtanzt wurde.

Ein Engel mit dem Flammenschwert!

Dieser gewaltige, von dem Kreuz ausgehende Strahl hatte an Breite zugenommen. Er glich einem Weg, der noch breiter wurde, so daß er die Ausmaße einer Straße besaß und die Person umfing, um die sich viel in letzter Zeit gedreht hatte.

Sheila Conolly!

Wollte der Strahl sie zurückholen?

Ich brüllte ihren Namen. »Sheila!«
Hatte sie meine Stimme gehört? Fast schien es so, denn auch durch ihre Gestalt lief ein Zucken, und plötzlich richtete sich die Frau meines Freundes Bill auf.
Sie blieb auf dem Strahl stehen, als wäre er ein fester Weg, und dann schritt sie voran.
Ich hing gefesselt an der Knochenuhr, konnte es kaum fassen, und starrte mit weit aufgerissenen Augen der Frau entgegen, die näher und näher kam.
Satan tobte.
Er wühlte im Hintergrund herum, aber er konnte nichts machen. Zu mächtig war die Kraft des Lichts, die eiskalt in sein Refugium eingedrungen war und eine Insel gebildet hatte.
Es donnerte. Grüne Blitze jagten gegen die vier Strahlen, doch sie prallten ab wie Bälle von der Wand und wurden vom Teufel wieder verschluckt. So raffiniert er seine Pläne aufgebaut hatte, diesmal wurden sie radikal zerstört.
Sheila kam näher.
Sie ging wie eine Schlafwandlerin. Die Arme hielt sie vorgestreckt, und ich glaubte, auf ihrem Gesicht ein Lächeln zu sehen. Sie fühlte die Kraft des Guten, Asmodis hatte es nicht geschafft, sie endgültig unter Kontrolle zu bekommen. An seinem eigenen Ehrgeiz war er letztlich gescheitert.
Ich wäre ihr so gern entgegengelaufen, aber die Fesseln hielten mich. Sie schaffte es auch ohne meine Hilfe, kam näher und näher, während sich der Satan mit einem letzten wütenden Heulen verabschiedete und sich in die Tiefen seiner Hölle zurückzog.
Im gleichen Augenblick hörte ich das Knacken hinter mir. Hinzu kam ein Rumoren. Der Zeiger, an dem ich festgebunden war, begann zu wackeln, Dann fiel ich.
Rasend schnell kam der Boden auf mich zu. Ich konnte mich wegen der Fesselung nicht abrollen, bekam den Aufprall voll mit und spürte den stechenden Schmerz auch in meinem Kopf, wo er sich sogar noch vervielfältigte. Fast hatte ich das Gefühl, mein Schädel wäre zersprungen oder explodiert, ich spürte Blut auf der Zunge, wollte nicht mehr bewußtlos werden, wälzte mich herum und konnte auf die Knochenuhr schauen.
Urkräfte zerstörten sie.
Da blieb überhaupt nichts mehr heil. In puffenden Explosionen verging sie, und die einzelnen Knochenstücke lösten sich noch während ihrer Explosion in Staubteile auf.
Satans Knochenuhr war abgelaufen!
»John!«
Es war eine zittrige Stimme, die mich ansprach. Ich wälzte mich auf

den Rücken, sah Sheila über mir und schaute in das lächelnde Gesicht dieser herrlichen Frau.
»Sheila…«
Verdammt, meine Kehle war plötzlich zugeschnürt. Ich spürte die Feuchtigkeit in den Augen, während ich gefesselt auf dem Boden lag, und auch Sheila konnte einfach nicht mehr.
Neben mir fiel sie auf die Knie. Sie umarmte mich, redete unverständliche Worte, es war die Freude, die sie und mich überkam. Irgendwann bat ich sie, meine Fesseln zu lösen.
Sie tat es mir dem Silberdolch. Danach hob sie mein Kreuz auf und preßte ihre Lippen dagegen.
Später gingen wir gemeinsam los. Mir tat alles weh. Als wir durch eine Halle kamen, in der ein Film gedreht wurde, starrte man uns nur seltsam an und behandelte uns wie Fremde.
Einer schrie nach dem Boß.
Der aber würde nicht kommen.
Nie mehr…

***

Ein Krankenzimmer, in dem ein Mann lag, der von einer Kugel getroffen worden war und seiner Genesung entgegenharrte. Der Mann war unruhig, zweimal hatte er es schon versucht und war aufgestanden, doch die Ärzte hatten ihn stets zurückgeschickt.
Der Mann hörte Schritte auf dem Gang. Jedesmal richtete er sich auf, lauschte und wurde bleich.
Die Schritte kannte er.
Tatsächlich waren es Sheila und ich, die sich zuerst ins Krankenhaus begeben hatten.
Vor der Tür blieben wir stehen. Sheila schaute mich an. »Soll ich wirklich allein gehen, John?«
»Natürlich. Warum nicht?«
»Ich kann mir denken, daß ich ihm sehr weh getan habe, als ich mich in der Gewalt des Teufels befand.«
»Das ist vergessen.«
Sheila nickte. Sie klopfte nicht an, öffnete die Tür und verschwand blitzschnell durch den Spalt.
Ich blieb auf dem Gang stehen. Zunächst vernahm ich nichts, dann aber einen Laut, den man schon mit einem Urschrei vergleichen konnte. Bill Conolly hatte ihn ausgestoßen, und ich glaubte auch, den Namen Sheila verstanden zu haben.
Mußte das ein Wiedersehen sein!
Ich gönnte es den beiden, drehte mich um und verließ das Krankenhaus. Als Sheila die Tür öffnete, um mich ebenfalls zu holen, war ich schon nicht mehr zu sehen.

Ich stand draußen, rauchte eine Zigarette und ließ feinen Sprühregen auf meinen Körper rinnen.

Dann ballte ich die linke Hand und sprach mehr mit mir selbst, obwohl die Worte an den Teufel gerichtet waren.

»Immer gewinnst du nicht, Satan, das schwöre ich dir. Auch diesmal hast du verloren…«

Eine besorgte Frau hatte die Worte gehört und erkundigte sich: »Ist Ihnen nicht gut, Mister?«

Ich schaute sie an und lachte. »Besser könnte es mir gar nicht gehen. Ich lebe, gute Frau. Ich lebe, und das ist doch auch etwas - oder vielleicht nicht…?«

Erst hielt sie mich für einen Irren. Dann lachte sie auch und erwiderte: »Das Leben ist das schönste Geschenk, das uns der Herrgott gegeben hat. Und dafür kann man ihm nicht oft genug danken.«

»Das werde ich auch«, sagte ich, »und zwar gleich.«

Danach ging ich weg und schlug den Weg zur Kapelle des Krankenhauses ein.

Es war das mindeste, was ich tun mußte…

ENDE